Sammlung
der
merkwürdigsten
altdeutschen Geschichten.

Vier und zwanzigster Band.

Enthält
Gebhard Truchses von Waldburg,
zweyter Theil.

Frankfurt und Leipzig
1792.

Gebhard
Truchses von Waldburg
Churfürst von Cöln,
oder
die astrologischen Fürsten.

Zweyter Theil.

Frankfurt und Leipzig
1792.

Nichts von den Thränen, welche beym Abschied der beyden Liebenden flossen, sie würden noch stärker geflossen, oder vor Uebermas des Grams ganz versiegt seyn, hätte man gewußt, wann und wie man sich wiedersehn würde.

Von der Geschichte, nicht zur Gnüge von den Schritten unterrichtet, welche Gebhard zur Vertheidigung seiner Sache that, lassen wir ihn seinen Weg ziehen, und folgen seiner bedrängten Gemahlin, welche der böseste aller Rathschläge, der ihr und dem Churfürsten das verdächtige Ansehen von Flüchtigen gab, wohl nicht schlimmer hätte führen können.

Hätte Agnes das Schloß, welches Gebhard zu ihrem Zufluchtsort bestimmte, schon erreicht gehabt, so möchte sie wohl, wenigstens für den gegenwärtigen Augenblick, vor allen Unfall geborgen gewesen seyn, hoch und drohend stand es auf seinem schwarzen Basaltberge, und trotzte der Macht der Feinde, von denen es unten im Thal wimmelte, aber wie war es möglich, eben durch dieses Gewimmel von Feinden zu der gewählten Freystatt hindurch zu dringen? — Das benachbarte Städtchen Brüel war vor wenig Tagen von dem Herzog von Parma eingenom-

men worden; seine Völker überströmten die lachende Gegend, und machten sie zum Heerlager; alles, was in ihre Hände fiel, war freye Beute, und welch erwünschter Raub würde ihnen Gebhards schöne Gemahlin gewesen seyn! Durch eine solche Geissel hätte man alles von dem durchächteten Chrfürsten erzwingen können.

Agnes wurde von ihren Führern beredet, nach einem benachbarten Flecken zurück zu kehren, und sich daselbst — da sie an diesem offenen unbewahrten Orte nicht bleiben konnte, zu entschließen, was hier weiter zu thun sey.

In dieser Gegend erheben sich eine Anzahl gigantischer Hügel, von denen die höchsten unter dem Namen der sieben Berge berühmt sind, jeder von ihnen führt seine besondere Benennung, welche die altdeutsche Fabellehre zu deuten weiß; wir aber, die hier nicht mit Fabeln umgehen, sagen nur so viel, daß vor Alters ein jeder dieser Berge ein stolzes Schloß auf der Stirn trug, und daß in den damaligen Zeiten, noch einige mit dieser Zierde prangten.

Agnes fragte nach den Namen einer jeden dieser, zum Theil fast nur Ruinen ähnlichen Burgen, und als sie die eine derselben, die noch feste Mauern und sechs starke viereckigte Thürme zeigte, Drachenfells und seine Eigenthümerin, Apollonia, Herrn Wallbot von Bassenheim Gemahlin, nennen hörte, da be-

meisterte sich Hoffnung und Freude ihres zagenden Herzens, und sie sah dankend gen Himmel, der ihr so unversehens einen Ausweg aus ihren Zweifeln zeigte.

Apollonia? rief sie, Apollonia von Drachenfels? — meine älteste Jugendfreundin, die mir das Schicksal so oft nach schmerzhafter Trennung wieder entgegen führte? die ich in meinem ersten köllnischen Kloster, denn in dem zweyten, denn zu Presburg bey der Krönung, denn zulezt zu Gerisheim unvermuthet wieder sah? muß ich auch hier sie vorfinden? — O noch hat mich das Glück nicht verlassen, da es mir eine Freundin zeigt, welcher ich mich ganz vertrauen kann, und die allenfalls mächtig genug ist, einer unglücklichen Fürstin eine kurze Freystatt zu gewähren.

Boten wurden augenblicklich an die Frau von Bassenheim abgesendet, welche nicht sobald Agnesens Namen, den man ihr im höchsten Vertrauen meldete, vernahm, als sie selbst herabeilte, die Freundin ihres Herzens mit offenen Armen zu empfangen, und sie in ihren Wolkensitz hinaufzuführen.

Agnesens Gefolge war klein, aber dennoch ward es, um Verdacht zu vermeiden, im Thal zurückgelassen, und die Churfürstin hielt an der Hand ihrer Freundin ihren einsamen Einzug auf dem

Schlosse, wo niemand sie kannte, und wo, so wollte es Apollonia, selbst dem Hausherrn ihr Name fremd bleiben mußte.

Der Herr von Bassenheim war dermalen abwesend, und die Einsamkeit gab seiner schönen Gemahlin Muse, den Umgang ihrer unglücklichen Freundin ganz so zu genießen, wie ihr Herz wünschte. Unterschied des Standes hatte hier keine Aenderung gemacht, die Churfürstin war hier nur Agnes, und die Schloßbesitzerin Apollonia; die letzte schien vor der erstern noch einen Vorrang zu haben, weil sie ihrer Freundin Zuflucht gewähren konnte, aber das Glück hatte sie, was Ursache zu innerer Zufriedenheit anbelangt, wenig unterschieden: Agnes war die Gattin eines liebevollen, aber unglücklichen Gemahls, Apollonia hatte das Schicksal an einen reichen und mächtigen, aber hartherzigen Herrn gefesselt, der ihr das Recht, auf ihrem Eigenthum zu gebieten, nur in seiner Abwesenheit gönnte.

Beyde Damen schütteten ihre Sorgen gegen einander aus, beyde trösteten einander, und zitterten vor der Stunde, die sie trennen, oder wenigstens mehr von einander entfernen mußte; dieses war die Stunde der Rückkunft des rauhen Wallbots, der freylich, wie wir hoffen wollen, artig genug gewesen seyn würde, einer bedrängten Fürstin

Schutz und Aufenthalt in seinen Mauern nicht zu versagen, in dessen Munde aber Apollonia Agnesens Geheimnis nicht für sicher hielt, und der also nur so lang Freund bleiben mußte, als es den Frauen gelang, ihn zu täuschen; ein Hülfsmittel, welches der edlen Fürstin nicht allerdings anstand, und das sie zum Glück auch nur wenig Tage zu nutzen brauchte.

Wallbot kam zurück von Brüel, wo er den Herzog von Parma, mit dem er auf Reisen in Verbindung gekommen war, gesprochen hatte, er brachte einen Gefangenen des Herzogs mit sich, der bey dem Uebergang von Kaiserswerth in Lauenburgs Hände gefallen war, den dieser nebst dem Herzog von Parma, Bassenheimen anvertraute, weil er selbst diese Gegenden in den nächsten Tagen zu verlassen dachte, und den gefangenen Fremden, der ein Mann von Wichtigkeit zu seyn schien, niemand sicherer anbefehlen konnte, als dem wilden Wallbot.

Wallbot war, so wie der größte Theil des köllnischen Adels, wider Gebharden, und ganz auf der Seite seiner Feinde. Mit Recht besorgte Apollonia Gefahr von ihm, gern hätte sie die Churfürstin vor seiner Rückkunft einer bessern Sicherheit anvertraut, aber, wo war diese zu finden, so lange

die Gegend noch nicht gänzlich von den Völkern des Herzogs von Parma gereinigt war?

Agnes mußte also bleiben, sie bekam einen von Apollonien nach Belieben gewählten Namen, sah den Herrn von Bassenheim nur, wo sie es nicht vermeiden konnte, und blieb die meiste Zeit auf ihrem Zimmer. Was ihren Umgang mit Apollonien anbelangt, so war derselbe so eingeschränkt, daß, als diese am dritten Tage dieses Zwanges eine Privatunterredung höchst nöthig fand, die Maasregeln dazu mit so viel Umständen und solcher Behutsamkeit genommen werden mußten, als wenn hier von Hochverrath, oder wenigstens von der verstohlnen Zusammenkunft zweyer verfolgten Liebenden die Rede gewesen wäre.

Es schlug Mitternacht, und die Churfürstin stieg, wie es durch eine vertraute Zofe verabredet worden war, aus ihrem Zimmer, in den untern Theil eines der Thürme hinab, die die Aussenwerke des Schlosses ausmachten.

Kurz nach ihr erschien die Frau von Bassenheim, mit einem Gesicht, auf welchen Angst und Entsetzen gemahlt war. Wir sind verrathen, meine Agnes, schrie sie, indem sie sich ihrer Freundin in

die Arme warf. Durch Mittel, welche mir verborgen sind, vielleicht durch Unvorsichtigkeit eurer eigenen im Thal zurückgebliebenen Leute, hat Wallbot erfahren, wer ihr seyd. Morgen werdet ihr von ihm in die Hände des Herzogs von Lauenburg geliefert, und ein Kloster trennet euch auf ewig von eurem Gemahl, wenn ihr euch nicht in diesem Augenblicke zur Flucht entschließet.

Zur Flucht, Apollonia? wie? wohin? unter wessen Schutze?

Unter dem Schutze eines Mannes, der ich nicht kenne, der aber euch kennt, und dem ich um euretwillen mit Gefahr meines Lebens die Freiheit gebe: von ihm habe ich die Entdeckung eurer Gefahr, und es ist billig, daß er euch vollends ganz retten helfe, und zugleich selbst mit gerettet sey. Es ist der Gefangene, der beym Uebergang von Kaiserswerth in die Hände der Kaiserlichen fiel, und den der Herzog von Parma meinem Gemahl anvertraute.

Bey Kaiserswerth? wiederholte Agnes. Ein Mann, der sich für mich interessirt? der mich retten will? — O mein Bruder! hätte ich nicht deinen blutigen Leichnam mit diesen Augen gesehen, ich würde hoffen! doch sein Gesicht war von Kreuzhieben entstellt!— O Gott! wärs möglich? O mein Bruder! mein Bruder: erscheine! dein Anblick soll mich nicht schrecken, ob ich dich gleich unter den Todten glaubte.

Ja, Agnes! ertönte eine Stimme hinter der Churfürstin, euer Bruder, der bin ich, weil es das Schicksal nicht anders hat haben wollen, und als einem Bruder müßt ihr euch mir vertrauen, wenn ihr nicht für euren unglücklichen Gemahl auf ewig verloren seyn wollet! Agnes sah hinter sich, und erblickte die Gestalt eines Mannes, der aus einer offenen Seitenthür herausgetretten zu seyn schien, und der ihr ein so bekanntes Gesicht zeigte, daß sie keinen Augenblick über seinen Namen zweifelhaft seyn konnte.

Himmel! schrie sie, mit allen Zeichen schreckensvoller Freude, Karl Truchseß? — Ja, ihr seyd in der That mein Bruder! mein theurer todgeglaubter Bruder! den der Himmel bestimmt hat, überall bey drohender Gefahr mir als Schutzengel zu erscheinen.

Keine weitläuftigen Erklärungen, ich bitte euch um Gotteswillen! schrie die angstvolle Frau von Bassenheim, indem sie eine eiserne Thür öfnete, die auf einen jähen Abhang des Hügels führte. Ihr kennt euch, wie ich sehe, dies ist genug, mich über die Sicherheit meiner Agnes zu beruhigen. Leb wohl! Leb wohl, Geliebte! Ich eile zurück, daß die Stelle an der Seite meines schlafenden Gemahls nicht erkalte, von welcher ich mich hinweg gestohlen habe.

Apolloniens Eil verstattete ihrer Freundin nicht einmal den Abschiedskuß. Die Thür, durch welche sie die Fliehenden beynahe hinausgetrieben hatte, schloß sich hinter ihnen zu, und Karl und Agnes standen allein auf einem schwarzgrauen schroffen Felsen, den der Mond nur schwach beglänzte, und ihnen eine grauenvolle Aussicht ins tiefe Thal eröfnete.

Agnes stand voll Erstannen da, und wußte sich nicht zu fassen. Die seltsamsten Zufälle waren hier so dicht in wenige Minuten zusammengedrängt, daß man ihr ihre Bestürzung verzeihen muß; Gefahr und Rettung in dem nehmlichen Augenblicke erfahren, einen Todgeglaubten wieder finden, und sich nun auf einmal mit ihm von der Gesellschaft aller übrigen Wesen ausgeschlossen, auf einem unwegsamen Pfade sehen, davon man nicht die nächsten Schritte kennt; dieses hatte wahrhaftig so viel Traumähnliches an sich, daß man Agnesens Zweifel, ob sie schlummere oder wache, wohl begreifen kann.

Sie sah ihren Gefährten, der gleichsam in ihrem Anschaun wie verloren da stand, mit starren weitgeöfneten Augen an, und stammelte noch einmal ihr: Ists möglich? —

Karl Truchses zog ihre Hand an seine Lippen, eine Thräne glänzte in seine Augen, und er gab ihr mehr durch Zeichen als Worte, welche ihm die

Bewegung, in der er sich befand, versagte, zu verstehen, daß es hier nicht der Ort zu Erklärungen sey, und daß man sich eilends entfernen müsse, wenn man nicht die gehofte Sicherheit verfehlen wollte.

So giengen sie schweigend den Berg hinab, und jedes dachte das seine; Agnes wahrscheinlich nicht viel mehr, als Gefahr, Rettung und frohes neugieriges Erstaunen über die erwünschte Anwesenheit ihres Freundes; Karl — alle Liebe und zernichtete Hofnungen.

Auf der Mitte des Hügels ward er erst gewahr, was auch die Frau von Bassenheim ziemlich unvorsichtig aus der Acht gelassen hatte, daß Agnes im dünnen Nachtkleide entflohen, und den gefährlichen Wirkungen der mitternächtlichen Kälte ausgesetzt war; er nahm, ohne ein Wort zu sprechen, den Waffenmantel von seinen Schultern, hüllte sie darein, und bedeckte ihre Locken mit seinem Hute, welcher der Fliehenden auch noch den, vermuthlich in dieser Minute nicht beherzigten Vortheil brachte, daß sie ihre Reise in einem sichern Inkognito fortsetzen konnte.

Jetzt waren sie den Berg hinab, der Flecken Königswinter, wo die Leute der Churfürstin geblieben waren, lag vor ihnen, und beyde hielten mit wenig Worten Rath, ob es gut sey, hier einzukeh-

ren: die vor Kälte und Angst zitternde Agnes stimmte für, Karl wider diesen Schritt, und seine Bewegungsgründe behielten die Oberhand.

Wer weiß, sagte er, ob euer Gefolg noch hier anzutreffen, wer weiß, ob ihm ganz zu trauen ist, ob ihr nicht wenigstens durch die unvorsichtige Freude dieser Leute verrathen werden könntet! Das sicherste wäre, wenn wir Godesberg erreichen könnten!

Aber welche Möglichkeit? erwiederte die Churfürstin, bedenkt, daß das Thal von den feindlichen Soldaten erfüllt ist!

Nein, versetzte Karl, hierüber beruhigt euch; aus eben dem Gespräch, das mich zu eurem Retter machte, weiß ich, daß der Herzog von Parma gestern sein Lager abgebrochen, und sich nach Mehlem begeben hat, dort eure Auslieferung zu erwarten. Wir haben hier nichts zu besorgen, wenn es nicht das Unglück fügt, daß wir irgend einer streifenden Parthey des Herzogs von Lauenburgs in die Hände fallen; doch hoffe ich, sichere Nebenwege, die mir bekannt sind, sollen uns schützen.

Agnes fühlte sich etwas ruhiger, und sie setzten eine Zeitlang ihren Weg eilig und stillschweigend fort, aber ehe sie noch den verborgenen Pfad zwischen kleinen Hügeln und kurzen Gesträuch, dessen Karl sich

tröstete, erreichen konnten, so sahen sie sich schon von einem Trupp Reuter umringt, die ihnen bey dem eben erst anbrechenden Morgenlicht, sie wußten selbst nicht wie, über den Hals kamen, und denen sie nun nicht mehr entgehen konnten.

Ein Paar Reisende, von dem Ansehen wie Karl und Agnes, können in Zeiten, wie die damaligen, leicht Verdacht erregen. Er in voller Rüstung mit unbedecktem Haupte, sie mit dem unverkennbaren Anstand eines Frauenzimmers in männlicher Hülle, machten in der That eine seltsame Figur; wer hier nicht auf die wahre Beschaffenheit dieser Reisegesellschaft, auf Entführung rieth, der mußte entweder dem einen oder dem andern dieses seltsamen Paares, dem gefährlichen Namen, Spion, zuerkennen, und als solche wurden sie auch beyde von ihren Fängern angenommen.

Noch war die Dämmerung so schwach, daß die Gefangenen die Rüstung ihrer Feinde nicht deutlich unterscheiden konnten, und also nicht wußten, ob sie es wagen durften, sich zu erkennen zu geben, und ob ihnen nicht unter ihrem wahrem Namen eben so viel Gefahr bevorstünde, als unter dem, mit welchem man sie so freygebig beehrte. Zwar regte sich in Karls Herzen eine schwache Hofnung, aber er muste es doch erst

völlig

völlig Tag werden lassen, ehe er sich derselben sicher überlassen konnte.

Sie war nicht vergeblich, der helle Morgenstrahl ließ ihn des Pfalzgrafen dunkelblaue Feldbinden von Lauenburgs schwarzen unterscheiden, und er sahe sich unter Freunden. Er nannte sich, und ward von Kasimirs Leuten, die seit des Herzogs von Parma Abzug hier flankirten, mit Jubel für den erkannt, für den er sich ausgab; nach seinen schönen Gefährten fragte niemand, doch waren viele, die die Wahrheit muthmaßten, und sich darum die verlangte Begleitung nach Godesberg desto mehr angelegen seyn liessen. Diese Festung ward auch würklich ohne weitern Anstoß bey guter Zeit erreicht, und man denke sich das Entzücken, das von allen Seiten Platz nahm, als die Churfürstin in dem Godesbergischen Kommendanten den alten General Mannsfeld, und er in ihr seine geliebte Nichte Agnes erkannte.

Hier war Agnes auf geraume Zeit sicher, diese Burg, welche Churfürst Siegfried schon im dreyzehnten Jahrhunderte zur Schutzwehr wider die Köllner anlegen ließ, war fast unüberwindlich; ein solcher Vertheidiger, wie General Mannnsfeld, erhöhte ihren Werth; mit Lebensmitteln war man reichlich versehen, und es wäre

zu wünschen gewesen, daß man verhältnißmäßig ähnliche Vorräthe von Geld gehabt hätte, um die Geldgier der zahlreichen Besatzung, die einem durchächteten Fürsten nicht um halben Sold dienen wollte, immer befriedigen zu können.

Noch von einer Seite hatte das Schloß Godesberg für seine nunmehrige schöne Bewohnerinn unbestreitbare Vorzüge, von Seiten der reizenden Lage. Man athmete hier die reinste gesundeste Luft, und da Churfürst Gebhard in glücklichen Zeiten, des Sommers immer hier zu residiren pflegte, so fehlte es an nichts, womit die Kunst der Natur zu Hülfe zu kommen weiß, um sie unwiderstehlich anziehend zu machen.

Noch einmal war es also, daß Agnes hier frey Athem holte, und Hofnungen auf bessere Zeiten, die so sehr bey empfindlichen Seelen, von einem günstigen Sonnenblick abhängen, wieder aufleben fühlte. Nichts ging der Churfürstin hier ab, sie war sicher, sie hatte zuweilen Nachricht von Gebhard, der in Westphalen zeigte, daß er das Schwerdt vielleicht noch besser als den Bischofsstab zu brauchen wußte; sie lebte unter dem Schutze ihres heldenmüthigen Oheims, der nur weniger bejahrt hätte seyn sollen, um mit Festigkeit auf seine Hülfe zu bauen. Posten von Bonn, durch welche der Pfalzgraf seiner Freundin immer lauter gute Zeitungen wissen ließ, gingen ungehindert durch, denn Karl Truchseß erhielt mit seinen ihm untergebenen Leuten immer die Zugänge offen.

Das Geschäft, die Comunikation zwischen Bonn und Godesberg ununterbrochen zu erhalten, gab ihm Gelegenheit, bald an dem einen, bald an dem andern von diesen beyden Orten zu seyn, und an einem Tage, den er ganz der Churfürstin und ihrem Oheim widmen konnte, kam endlich eine Erzählung zu Stande, nach welcher beyde schon längst begierig gewesen waren, die Erzählung von Karls Begebenheiten, seit der Trennung von seinen Streitgenossen bey Jasprin, bis auf den Augenblick, der ihn durch Apolloniens Hülfe zu Agnesens Retter machte.

Karl befand sich nirgends lieber, als in der Gesellschaft derjenigen, die er fleißig Schwester zu nennen pflegte, um sich immer an seine Pflicht zu erinnern; wie erwünscht mußte ihm also die Gelegenheit seyn, sie einmal einige Stunden lang, sie von sich zu unterhalten.

Er traute seinem Herzen, das Agnesen einst so heiß, so stark, mit so viel Hofnung liebte, wenig, und darum sah er sie nie ungefordert und nie allein. Er wußte noch sehr wohl, was ihn der einsame Weg an ihrer Hand, von Drachenfels nach Godesberg, gekostet hatte, und wie oft es andem war, Gefühlte laut werden zu lassen, deren Aeusserung jetzt Verbrechen war. Nichts konnte ihn mehr vor dergleichen Uebereilungen schützen, als die Gegenwart des ehrwürdigen Mannsfeld, der zwar Agnesen wohl auch lieber Frau von Truchseß, als Churfürstin von Kölln, gesehen hätte, aber nun,

da das Schicksal es anders gefügt hatte, nach der Art weiser Alten, Vergangenes vergangen seyn ließ, und den kleinsten Rückblick auf das, was hätte seyn können, und nun nicht war, an Karln immer streng zu ahnden pflegte.

Die Türken flohen, (so begann Karl Truchseß seine Erzehlung,) der Sieg bey Jasprin war erfochten, aber er hatte Blut gekostet, mir war von dem meinigen wenig mehr übrig; als tod lag ich unter den Verwundeten, und dies war meine Rettung.

Die Türken, welche im Fliehen, durch einen unverzeihlichen Fehler Bernard Bathoris, noch eine Menge der unsrigen als Gefangene davon brachten, suchten auch mich, sie hatten mich neben dem Erzherzog Mathias fechten gesehen, und hielten mich wahrscheinlich für einen Größern, als ich war. Die Vortheile, die sie sich in ihrem Wahn von meinem Besitz versprechen mochten, wurden ihnen durch einen andern Wahn, den Wahn von meinem Tode, benommen, sie beraubten mich, wunderten sich, daß ihre Beute nicht köstlicher war, und warfen mich in den Strom; Dinge, die ich erst nachher erfuhr, denn ich fühlte nichts von dem, was mit mir vorging, nur die Kälte und die Schnelligkeit des mich davon führenden Wassers, erreg-

te eine dumpfe Empfindung in mir, wie die, wenn wir uns in tiefen Schlaf von irgend etwas angerührt oder geregt fühlen, ohne die Macht zu haben, uns völlig zu ermuntern.

Fürst Bathori und sein Bruder Bernard waren sowohl als wir in dem Streit, dessen Ursache sie waren, gegenwärtig gewesen, aber sie waren mit leichten Wunden davon gekommen, und hatten, ohne von dem fliehenden Feinde etwas widriges erfahren zu haben, ruhig ihr Ablager auf einem Schlosse, am Ufer der Donau, nehmen können, um sich verbinden zu lassen.

Mein Leichnam war vom Strom in die Hände einiger Fischer geführt worden, sie hatten einen Funken des Lebens in mir gefunden, und brachten mich nun nach dem Schlosse, um die Barmherzigkeit des fürstlichen Hofgesinds zu meiner bessern Erquickung anzuflehen. Ich war hier von Bathoris Leuten, die mich in der Schlacht gesehen hatten, bald erkannt und vor den Fürsten gebracht.

Bernard, sein Bruder, ein Mensch, der mir von jeher so wenig hold war als ich ihm, sah meine Erscheinung mit einer noch schlimmern Empfindung als Gleichgültigkeit an, aber der Fürst freute sich meiner Rettung, und bezeugte mir seine Gefühle, sobald ich im Stande war, dieselben zu verstehen.

Mein braver Waffengenosse, sagte er, Euer Glück ist es, das Euch in meine Hände geführt hat, die Sterne standen in einer günstigen Verbindung, als man meine Burg zu Eurer Freystatt wählte; wir wollen sehen, was Euch und mir aus diesem Zufall gutes erwachsen wird.

Niemand ist wohl, dem die Schwachheit des siebenbürgischen Fürsten, die Neigung zur Astrologie unbekannt sey; eine schreckliche Seuche, die leider auch mehrere der größten und besten Menschen unserer Zeit angesteckt, und ihr Leben mit tausendfachen Elend erfüllt hat. Ich war damals zu schwach, um in seiner Rede, welche zeugte, daß er von alten Thorheiten noch immer nicht geheilt sey, etwas anders zu beherzigen, als das Versprechen, daß ich hier Zuflucht und Pflege finden solle, bis meine Genesung mir erlaubte, mich wieder zum Heere zu verfügen.

Ich danke dem Fürsten für das, was mir, beym vollen Gefühl der äußersten Hülfsbedürftigkeit, mehr als erwünscht war, und fügte nur die Bitte hinzu, man möchte den Erzherzog und den General Carl Mannsfeld, die ohne Zweifel um meinen Verlust bekümmert seyn würden, von mir wissen lassen; eine Sache, die mir zwar versprochen, aber nicht gehalten ward. — Gott weiß, was Bathori sich von der Constellation versprechen mochte, unter der ich in sein Schloß kam. — Man ließ die Freunde,

welche um mich sorgten, unbelehrt nach Teutschland zurückziehen, und ich war längst völlig wieder hergestellt, und im Stande ihnen zu folgen, als mir noch verwehrt wurde, einen Fuß aus dem Schlosse zu setzen, in welchem nur Einer mich gern sah, und die andern alle mich haßten.

In der That, ich kann mir die Möglichkeit denken, daß meine Gegenwart dem unglücklichen Bathori so vortheilhaft hätte werden können, da er sich aus den Gestirnen weissagte: Dankbarkeit und eine Art mitleidiger Zuneigung, die wir gemeiniglich gegen die Schwachen fühlen, machte, daß ich es mit dem beklagenswürdigen Fürsten redlich meynte, da er übrigens mit lauter Verräthern umgeben war.

Dieser Mann, von der Natur mit den edelsten Eigenschaften begabt, ein Held im Kriege, ein weiser Regierer seines Volks, wenn seine Thorheit schlief, ein fester redlicher Freund, wenn seine Wuth für die geheimen Wissenschaften ihn nicht wankelmüthig machte, ward von allen, die ihn umgaben, an unsichtbaren Banden geleitet. Sie schmeichelten seiner Leidenschaft, und wußten durch dieselbe alles zu erhalten, was sie verlangten. Sein Bruder Bernard, und all die andern Bathoris, seine Verwandten, trachteten heimlich nach dem Stuhl, auf welchem er saß, und strebten unabläßig, ein jeder zu seinem eigenen Nutzen, ihn zu den unüberlegtesten Schritten, zu Schritten zu verleiten, die ihn end-

lich stürzen mußten. Sie nebst den unzählichen untreuen Räthen, welche ihn umringten, machten ein wankendes Rohr aus ihm, um auf seine Unbeständigkeit ihr Glück zu gründen. Nachdem er sich schon ein paarmal von dem Kaiser zu dem Türken, von diesem zu jenem gewendet hatte, war er jetzt ganz auf die Seite des letztern; er war Rudolfs alter Jugendfreund; als gemeinschaftliche Lehrlinge eines abergläubischen Meisters, hatten sie einst aus den Sternen gelesen, ihre vereinten Kräfte würden vermögen, den Mond vom Himmel zu reissen, und in den Abgrund zu stürzen, und auf diesen räthselhaften Ausspruch gründete sich das jetzt fest beschworne Bündniß wider den Türken, welches der Christenheit so glücklich hätte werden können; aber schon hatten Bathoris Astrologen den Worten wieder andere Deutungen untergeschoben, und er begann zu wanken.

Seine Gedanken völlig von dem, worauf er jetzt einig hätte denken sollen, abzuleiten, bedienten sie sich noch eines Kunstgrifs, sie suchten ihn in neue Liebe zu verstricken. Die Geschichte von den beyden Töchtern der heiligen Eulalia, in welcher ihr, meine Schwester, eine Hauptrolle spieltet, kann euch noch nicht entfallen seyn; die Schönere derselben war ihm in Eurer Person entrückt worden; aber auch die zweyte, auch Maria Palfy war schön, man wußte ihm ihre Reize auf neue verführerische Art wieder vor die Augen zu bringen,

und er war zum zweytenmale gefangen. Die alten Plane zu Beraubung und Entweihung des ungarischen Grenzklosters kamen wieder zum Vorschein, und das alte Spiel, das man ehemals, um Unheil anzustiften, und Ungarn und Siebenbürgen zu entzweyen anzettelte, würde vielleicht diesmal besser als das erstemal gelungen seyn, hätte nicht der Himmel durch mich eine Aenderung drein gebracht.

Ich sah und hörte alles, was um den Fürsten vorging, ich verachtete die Versuche, die man machte mich zum schweigen zu bringen, und öfnete auch ihm die Augen. Durch vernünftige Vorstellungen suchte ich ihn von unvorsichtigen Schritten abzuleiten, und seine thörichte Liebe zu einer für ihn unerreichbaren Schönheit strebte ich durch Erregung einer Leidenschaft zu besiegen, welche ihm Ehre und Glück, und seinem Lande Ruhe bringen mußte.

Auf einem Turnier erhielt ich einst von der österreichischen Prinzeßin Maria Christiana, zum Dank ihr schönes Bild an einer goldnen Kette, ich zeigte es dem Fürsten, ich schenkte es ihm, ich kommentirte die Reize dieser bewundernswürdigen Dame, die Ehre und den Vortheil, der mit ihrem Besitz verbunden seyn würde, und die Möglichkeit zu demselben zu gelangen, unabläßig vor seinen Ohren. Endlich siegte ich. Maria Palfy, ward von der österreichischen Schönheit

verdrängt, und Bathori, immer schwach, fand nichts reizender an ihr, als den Namen Maria, der ihm, wie er sagte, allzeit Glück gebracht habe.

Ueberzeugt, daß ich den Mann, der sich jetzt mehr als jemals meinen Freund nennte, nicht in hofnungslose Liebe stürzte, trieb ich die Sache so weit ich konnte, und erhielt nach kurzer Zeit würklich den Auftrag, diejenige am kaiserlichen Hofe für Bathori zu suchen, von welcher ich wußte, daß man sie schon längst gern Fürstin von Siebenbürgen gesehen hätte. Bernard Bathori, der Cardinal Bathori, die Astrologen und die ungetreuen Räthe murrten, ohne etwas ausrichten zu können, denn der Fürst hatte, wenn er eine Stütze an seiner Seite fühlte, Stunden, da er sein Ansehen zu behaupten wußte. Mir wurden einige vornehme siebenbürgische Herrn, wie ich sie selbst wählte, zugegeben, um nach Wien zu reisen, und die Werbung um die österreichische Prinzeßinn zu beginnen.

Der Fürst umarmte mich beym Abschied, nannte mich den Schöpfer seines Glücks, rühmte die untrüglichen Aussprüche der Gestirne, und schwur, wie er, wenn alle Menschen falsch wären, allein auf meine Redlichkeit bauen würde, denn, so lang ich bey ihm sey, habe ihn die warnende Glocke auch nicht ein einzigmahl Anlaß gegeben, ein Mistrauen in mich zu setzen. Ihr kennt das Spiel-

werk seiner Phantasie, auf welches er hier zielte, und könnt urtheilen, wie es mich kränkte, seinen Glauben an die Wahrheit meines Herzens keinem bessern Grunde zu danken zu haben. Mit Thränen in den Augen schied ich von diesem unheilbaren Manne, ungewiß, ob, wie ich noch immer gehoft hatte, eine kluge und tugendhafte Gemahlin ihn bessern, oder ob er sie nicht vielmehr mit sich in nahmloses Unglück hinabziehen würde.

Meine Abreise wurde von den Grossen des Hofs so begünstigt und beschleunigt; daß ich die Freude, welche man über meine Entfernung hatte, nicht verkennen konnte; hätte ich doch eben so offene Augen für die Gefahr haben mögen, die man mir auf meiner Reise zur Begleiterin gab!

Meine Behutsamkeit hatte nicht hindern können, daß sich unter dem geringern Personal der Gesandtschaft, an deren Spitze ich mich befand, Leute mit eingeschlichen hatten, die für mich den Tod im Herzen trugen. Meine Feinde, entzückt, mich aus einem Lande entfernt zu haben, wo ich den Fürsten sehen und selbst regieren lehrte, wünschten nicht mich dahin zurückkehren zu sehen, und gleichwohl hatte ich, von dem Gerücht überzeugt, daß in meinem Vaterlande für mich kein Glück mehr zu hoffen sey, geschworen, meinen fürstlichen Freund wieder zu sehen, und ihm seine Braut in die Arme zu liefern.

Sorge für mein eigenes Leben brach diesen Schwur. Der Nachstellungen, welche ich auf dieser Unglücksreise mitten unter dem Schutz einer ansehnlichen Begleituug erfahren mußte, waren unzählig. Zwanzig mahl wurde der Todesstreich auf verschiedene Art gegen meine Brust gekehrt; kein Wunder wär es gewesen, ich wär der höhnischen Bosheit, die jeder Entdeckung spottete, unterlegen, ein Wunder war es, daß ich ihr entgieng.

Der beständigen angstvollen Sorge um mein Leben müde, auf die letzt selbst irre an den Männern, die ich aus Ueberzeugung von ihrer Redlichkeit mir zugesellt hatte, trennte ich mich von ihnen. — Man hinderte mich nicht; der Stolz der siebenbürgischen Fürsten hätte es ohnedem nicht dulden können, die Ehre einer solchen Werbung als die, welche sie an den kaiserlichen Hof trieb, mit einem Ausländer zu theilen. Der Vornehmste von ihnen, Michael Zamascy, versicherte mich, daß ihnen das Glück ihres Fürsten, und der Vortheil, welcher dem Lande durch eine Verbindung mit dem österreichischen Hause zuwachsen müßte, mehr am Herzen liege, als mir, daß alles ohne mich eben so gut glücken, und daß man meine Entfernung bey dem Fürsten nachdrücklich entschuldigen würde. Was wollt' ich mehr? Beschämt und gekränkt kehrte ich nach meinem Vaterlande zurück, wo neue Kränkungen meiner warteten.

Ich fand den Bruder wieder, der mich immer liebte, ich fand ihn wieder in fürstlichem Purpur, und doch ganz umgeändert gegen mich, — aber — ich fand ihn als den Gemahl der schönen Gräfin von Mannsfeld. Ich durfte meine Augen nicht mehr nach dem aufheben, was ich ehemals, durch Versprechen eines edeln Freundes getäuscht, schon fast als mein Eigenthum ansah — —

Karl! unterbrach hier der General den Erzähler, wo denkst du hin? vergissest du ganz, vor wem du stehest?

O nur einmal, schrie hier der junge Truchseß, mit schwimmenden Augen, nur einmal, mein Oheim, vergönnt meinem Herzen zu reden, nur noch einmal laßt mich bekennen: Ich liebte Agnes! Ich durfte ihren Besitz hoffen, und — ich würde sie glücklicher gemacht haben als sie jetzo ist!

Der alte Mannsfeld trat mit einer Miene voll verbissenen Grams an das Fenster; die Churfürstin trocknete die Augen, und nach einer langen Pause fuhr Karl folgendergestalt fort.

Was ich in Deutschland näher sah und tiefer empfand, war mir nicht neu; das Gerücht hatte mir schon vieles davon in Siebenbürgen vor die Ohren gebracht und den Entschluß be-

stättigt, mein Vaterland nie wieder zu sehen. Durch Zufall, fast durch Gewalt ward ich dahin genöthigt, und kann ich über dieses Geschick murren? wo wäre denn ohne dasselbe das Vergnügen, das süße schwermuthsvolle Vergnügen der gegenwärtigen Stunde? — Doch ich verirre mich, Gott weiß wohin! — Laßt mich meine Geschichte endigen.

Ausser meinem glücklichen Bruder wurden noch mehrere durch die Wiederkunft des verloren geglaubten Karls erfreut; Agnesens Vater, ihr und mein Oheim, der edle General, und ach mein Busenfreund, der unvergleichliche Friedrich Mannsfeld, der meine unglückliche Liebe zu seiner Schwester nicht kannte, jauchzten, ihren alten Waffengenossen noch einmal zu umarmen. Warum man mein Leben Agnesen verschwieg, die doch als Freundin oder Schwester wenigstens etwas dabey würde gefühlt haben, warum sie auf dem Schlosse der Frau von Bassenheim zuerst erfahren mußte, Karl Truchseß sey noch vorhanden, das weiß Gott; ich verlange es nicht zu ergründen.

Begierig etwas für diejenige zu thun, um derenwillen allein ich noch zu leben wünschte, begierig das Glück eines Bruders und einer Schwester durch meinen Tod zu befestigen, legte ich von neuem die Waffen an; Ursach genug war hier vorhanden sie zu üben. Ich ging mit meinem Bruder Friedrich Mannsfeld von Bonn, wo ich die

Churfürstin von Kölln verstohlen gesehen hatte, nach Kaiserswerth; lieber wär' ich geblieben wo sie war, um an dem Orte, wo ich Gefahr für sie ahndete, mein Leben für sie zu wagen; aber — man hielt es für besser mich von ihr zu entfernen — daß man es hierin gut mit mir meynen mochte, fühle ich in dem gegenwärtigen Augenblicke.

Nicht allemal ist das Kriegsglück auf der Seite der Gerechtigkeit und Tapferkeit: der unglückliche Ausgang der Belagerung von Kaiserswerth ist euch bekannt; mir wird er ewig unvergeßlich seyn. — Der Sieg war schon fast in unsern Händen, Verrätherey entriß uns ihn. Mein Freund, mein Friedrich Mannsfeld, der Bruder Agnesens, fiel an meiner Seite. Mein Schwerd vertheidigte noch eine Zeitlang seinen blutenden Leichnam, und denn sank auch ich, um meiner Freyheit beraubt wieder zu erwachen.

Ich war dem Herzog von Parma, und dem streitbaren Domherrn von Lauenburg eine willkommene Beute. Wie zärtlich Gebhard seinen Bruder liebte, war bekannt, auch wußte man, daß er in der kurzen Zeit, da er den fürstlichen Purpur trug, den Fürstensinn noch zu wenig angenommen hatte, um meine Freyheit nicht selbst mit seinem Schaden zu erkaufen. Ich war nicht bestimmt, auf die bey Kriegsgefangenen gewöhnliche Art frey zu werden, man sann darauf, dem

Churfürst von Kölln grössere Opfer für den geliebten Karl Truchseß zuzumuthen.

Wo ich nicht irre, so war der Plan unserer Feinde ohngefehr dieser: den Mann, der sich durch sein Schwerd furchtbar zu machen begann, den Mann, der sich durch Tugend und Unglück immer mehr Helfer ersiegte, der schon zwey mächtige Churfürsten, Pfalz und Brandenburg auf seine Seite gezogen hatte, diesen wollte man durch List und Verrätherey so zu demüthigen suchen, daß er gutwillig dem heiligen Purpur entsagte; unmöglich war es diesen Entschluß von seiner Heldenseele zu erzwingen, wenn man nicht sein Herz bestechen, und das Glück seiner Lieben mit in Anschlag bringen konnte. Ich war seinen Feinden schon ein Unterpfand seiner Entschliessungen; die Churfürstin, deren man sich nächstens zu bemächtigen hofte, sollte das andere werden; durch verrätherische Räthschläge wollte man sie aus ihrer Sicherheit zu Bonn zu locken und ihren Gemahl von ihr zu entfernen suchen, das übrige blieb dem Zufall überlassen, der, wie ihr wißt, ziemlich günstig für die heimtückischen Planmacher würde ausgefallen seyn, wenn sich nicht eine höhere Schickung ins Spiel gemischt, und diejenigen, an welchen Gebhards Herz hing, gerettet hätte. Wären ihre Anschläge geglückt, so hätte der Churfürst von Kölln, nachdem man ihn noch einige Zeit lang mit Angst und Sorge um uns, und vergeblichen Bemü-

hungen

hungen sich auf seinem schlüpfrigen Pfade fest zu halten, hätte ringen lassen, den Antrag erhalten, den Freund und die Gemahlin nebst einer mäßigen Pension oder einer kleinen Herrschaft, gegen den Fürstenhut einzutauschen, und Ruhe im Schooß des häuslichen Glücks, gegen die glänzende Stelle zu verwechseln, die ihm das Schicksal anwies, und die er nun, wie ich hoffe, behaupten soll. —

In der Hofnung nun, diese Anschläge auszuführen, jauchzte man über meine Gefangenschaft, und sah der eurigen sehnsuchtsvoll entgegen. Der Herzog von Parma, und der von Lauenburg, entzweyten sich über meinen Besitz, ein jeder hofte durch denselben Privatvortheile zu erhalten, die er dem andern nicht gönnte; man handelte über die Eroberung, die man nächstens an euch, theure Schwester, zu machen dachte, und konnte auch hierin nicht einig werden. Ein Ausweg ward gefunden, den die Vorsicht zu unserm Glück ausschlagen ließ. Der Herr von Bassenheim, ein alter Bekannter des Herzogs von Parma, und mit dem streitbaren Domherrn etwas verwandt, befand sich damals im Lager. Mit den beyden streitenden Fürsten auf ziemlich gleiche Art verbunden, schien er hier den Vorzug der Unpartheylichkeit zu haben, den er auch dadurch behauptete, daß er sich weder für den einen noch den andern erklären wollte, sondern sich allein dazu verstand, mich auf seinem

festen Schlosse zu verwahren, und darüber aus zu seyn, daß auch die Churfürstin, ihr, theure Schwester, welcher auf jedem Schritte, genseits der Sicherheit, aus der man euch gerissen hatte, Fallstricke gelegt waren, in seine Gewalt kämet; ein Versprechen, das er sehr leicht leisten konnte, da man wußte, daß ihr Bonn bereits verlassen hattet, daß ihr mit eurer Begleitung in der Gegend der sieben Berge gesehen worden waret, daß eure Leute sich noch zum Königswinter aufhielten, und nur ihr aus ihrer Mitte, man wußte nicht wohin, entkommen waret.

Der Herr von Bassenheim, der sein Schloß nie verließ ohne Spione zurückzulassen, die jeden Schritt seiner unglücklichen Gemahlin belauschen mußten, wußte noch mehr, er wußte, daß Apollonia in seiner Abwesenheit Besuch von einer unbekannten Dame erhalten habe, die der Schönheit und dem zärtlichen Empfange nach, den sie bey ihrer Jugendfreundin erhalten hatte, niemand anders seyn konnte, als die ehemaliche Agnes von Mannsfeld.

Arme unschuldige Seelen! ihr glaubtet euer Geheimniß in den dichtesten Schleyer gehüllt zu haben, glaubtet, als nun der wilde Wallbot von Bassenheim auf seine Burg zurück kam, ihn durch eure Dichtungen recht gut zu täuschen, und wußtet nicht, daß sein scharfes Auge alles durchschaute, und daß Gefahren obschwebten, welche nur durch eine ausserordentliche Schickung zernichtet werden konnten.

Dieses seltsame Zusammentreffen von zufälligen Umständen, das wir Schickung nennen, war zu unserm Besten sehr nahe. So unwissend in der wahren Lage der Sachen, wie ihr und eure Freundin, langte ich zu Drachensfels an; von meiner eigenen Bestimmung wußte ich wenig, und von der nahen Anwesenheit meiner angebeteten Schwester nichts. Erst am letzten Tage vor unserer Flucht, erhielt ich deutliche Winke von beyden.

Zufolge der grossen Entzwecke, die man durch meine Gefangenschaft erreichen wollte, war dem Herrn von Bassenheim aufgetragen mich wohl zu halten. Aus einer angebornen guten Meynung von sich selbst, glaubte er mich nicht höher zu beglücken, vielleicht auch nicht besser zu hüten, als durch seine unabläßige Gegenwart; er verließ mich nie, als des Nachts, und wenn er seiner Gemahlin und Euch, die so unbesorgt unter seinen Augen lebte, bey der Tafel Gesellschaft leistete. Er verhandelte so viel von seinen Geschäften auf meinem Zimmer als ihm nur möglich war, und beging endlich gar die für uns so glückliche Unvorsichtigkeit, einen seiner Unterhändler zwischen den beyden Herzogen in meiner Gegenwart abzuhören. Er glaubte, die geheimen Dinge, welche hier abgehandelt wurden, völlig dadurch gesichert zu haben, daß er mit seinem Spion, einem alten Soldaten, der ihn auf unterschiedlichen Feldzügen begleitet hatte, in der

türkischen Sprache redete, und sich der Nennung aller Namen enthielt.

Es ist eine glückliche Vorsicht, sich nicht aller kleinen Talente zu rühmen, die man besitzt. Ich sprach und verstand das Türkische, das in unsern Zeiten, Gott weiß aus welcher Afektation, so sehr geliebt wird, vollkommen, ich mußte es wohl verstehen, da mich mein Schicksahl mehr als einmal an die türkische Gränze geschleudert, und lang daselbst aufgehalten hatte. Die beyden Herzoge wußten hiervon so wenig als ihr Vertrauter, der Herr von Bassenheim; aus einer Art von stolzem Eigensinn hatte ich in ihrer Gegenwart nie, weder meine türkischen Feldzüge, noch meine auf denselben erlangten Fertigkeiten erwehnt, und sie oft mit heimlichem Lachen von Dingen großsprechen lassen, deren ich mich mit weit mehrerem Recht hätte rühmen können; jezt brachte mir diese kleine Bosheit, wenn man es so nennen will guten Vortheil.

Ich hörte in Wallbots Unterhaltung mit seinem Spion Dinge, wie sie nun ein warnender Schutzgeist vor meine Ohren bringen konnte, Dinge, bey welchen ich all meiner Fassung nöthig hatte, um nicht durch irgend ein Etwas zu verrathen, daß ich dasjenige verstehe, wovon mein Glück und das Glück noch einer Person abhing, die mir lieber war als mein Leben.

Himmel, wie ward mir, als ich erfuhr: eben diese, welche ich nicht bey dem Namen nennen darf, den ihr mein Herz giebt, lebe mit mir unter einem Dache! Ihr Name ward nicht genannt, aber konnte ich andere Umstände, die nur bey ihr zusammentreffen konnten, verkennen? — Wie ward mir, als mir die obschwebende Gefahr der theuren Gemahlin meines Bruders, und die Nothwendigkeit schleuniger Hülfe in die Augen leuchtete, zu welcher ich noch keine Möglichkeit sah.

Alles was meine eigene Person anging, so viel dessen auch war, was mir Verwunderung und Sorge verursachen konnte, setzte ich bey Seite, dachte nichts als Euch, strebte nur kein Wort zu verhören das Euch anging, und afektirte dabey die dümmste Unbefangenheit, die einer, der nicht versteht, wovon die Rede ist, nur zeigen kann, indeß mein Herz vor Ungeduld zerspringen wollte, und ich kaum Wallbots Entfernung und die ersten sichere Minuten abwarten konnte, da sich einige vorbeugende Maasregeln nehmen liessen.

Ich fand diese Zeit während der Mittagstafel. Die Dirne, welche mir den Tisch zu dekken pflegte, ein gutes einfältiges Geschöpf, eben nur klug genug, um gegen die Reize eines gefüllten Geldbeutels nicht unempfindlich zu seyn, übernahm das Geschäft, ihrer Frau ein kleines schriftliches Gewerbe zu überbringen; es enthielt

alles was Apollonia wissen mußte, um für ihre Freundin besorgt zu werden, und auf ihre Rettung zu denken. Noch unterschiedliche Posten durch schlauere Boten gingen hin und her, und brachten die mitternächtliche Zusammenkunft zu Stande, die den unglücklichen Karl zum Retter derjenigen machte, deren Rettung er sich nur halb freuen kann, weil — weil sie nicht für ihn geschah, weil Agnes, ungeachtet derselben, dennoch immer für ihn verloren bleibt.

Verzeihet, Schwester! verzeihet! ich weiß nicht was ich rede. Ich weiß, was ich der Liebe für euren Gemahl, was ich euch, was ich mir selbst schuldig bin — aber — von dem mächtigsten unaustilgbarsten aller Gefühle bemeistert — noch einmal, verzeihet! — Diese Erzählung hat, was ich längst überwunden glaubte, fürchterlich geweckt! — Vergesset, was ich zu kühn laut werden ließ! — Ruhigere Stunden werden ja wiederkehren, in welchen Karl Truchseß wieder er selbst ist.

Gebhards unglücklicher Bruder von einer Leidenschaft hingerissen, die er sonst so gut zu verstecken oder zu besiegen wußte, hatte hier auf eine Art gesprochen, welche die Strenge des alten Gene·

rals, und Agnesens Delikatesse beleidigte. Sie bedauerten ihn beyde, sie waren weit entfernt mit ihm zu zürnen, aber — sie sahen die Nothwendigkeit seiner Entfernung ein, fühlten für ihn das Bedürfniß emsigerer Geschäftigkeit, und Gelegenheit zu derselben mußte sich sehr bald finden.

Der Pfalzgraf wurde durch Umstände, die von niemand als Gebhards heimtückischen Feinden herbeygeführt seyn konnten, von Bonn in andere Gegenden gerufen, er mußte die Vertheidigung der Stadt wider Gegner, die sich bald stellen sollten, andern Händen überlassen, und wo hätte er er einen treuern Stellvertreter finden können als denjenigen, der bey der Sache des Churfürsten von Kölln, wie bey seiner eigenen, interreßirt war?

Karl Truchseß wurde einmüthig zum Kommendanten von Bonn erwählt, und selbst diejenigen, welche den anrückenden kaiserlichen und bayerischen Truppen lieber die Thore geöfnet als verschlossen hätten, welche Gebharden im Herzen haßten, konnten doch seinem edeln Bruder nicht feind seyn, und was sie in der Folge wider ihn begannen, zielte vielleicht weniger auf seine Person, als auf die Sache, welcher er diente, und den Fürsten, dessen Gerechtsame er vertheidigte.

Es war die Sache einer gehäßigen Religionsparthey, es war ein ketzerischer Fürst, für welchen das rechtgläubige Bonn die Schrecknisse einer Belagerung ausstehen sollte, war es zu verwundern, wenn sich tausende wider diesen Gedanken empörten; und wenn der Vertheidiger einer solchen Festung Feinde zu besiegen hatte, die ihm fürchterlicher seyn mußten, als der, welcher mit aller Ueberlegenheit die Macht, Anzahl, und Ruf der gerechten Sache, geben kann, schon ganz nahe vor den Thoren war? Die Grenzen, welche wir uns vorgeschrieben haben, erlauben nicht die Belagerung von Bonn umständlich zu schildern. Die Geschichte enthält viel Beyspiele von Unternehmungen, welche man gleich beym ersten ernstlichen Anblick für verloren erklären mußte, und deren Vernichtung nur eine Meisterhand eine Zeitlang aufhalten konnte; in diese Classe gehört das, was Karl Truchseß mehrere Wochen lang that, seinem Bruder eine Stadt zu erhalten auf welcher in dieser Gegend fast allein noch sein Ansehen beruhte.

Was der Pfalzgraf vielleicht mit einigem Erfolg unternommen haben würde, dazu waren in die Länge die Kräfte des unglücklichen Karl Truchseß zu schwach. Der Pfalzgraf war genöthigt gewesen, den größten und besten Theil seiner Völker aus der Festung zu ziehen. Karl hatte niemand um sich als die Hälfte der Sol-

daten, welche Gebhard in Westphalen geworben hatte; Leute, die bey der Vertheidigung von Bonn keinen weitern Gewinn sahen, als den Sold, der ihnen versprochen war, den sie aber, weil man dem gehaßten Churfürsten von Cölln alle Hülfsquellen zu verschliessen wußte, nicht erhielten.

Der Unmuth über den Mangel an Gelde, den sie sowohl als ihr Anführer litten, würde durch den Widerwillen vermehrt, mit welchem ihnen die Einwohner von Bonn auch das nothwendigste reichten, und durch die beleidigende Art, mit welcher man ihnen ins Gesicht sagte: sie befänden sich hier ganz aus unnöthigen Bewegungsgründen, sie wollten Dinge vertheidigen, die niemand vertheidigt wissen möchte, in welchen niemand ihnen beytreten würde, und ihr Blut da vergiessen, wo es niemand achtete, oder ihnen nur den magersten Lohn des Kriegers, Nachruhm und eine Thräne, schenken würde.

Diese Dinge, welche man im Anfange nur leise murmelte, wurden bald laut wie die Stimme des Donners; die Protestanten, deren immer die kleinere Anzahl in dieser Stadt gewesen war, konnten wenig ausrichten, und selbst sie, die am festesten hätten stehen sollen wankten, so wie die Lage bedenklicher ward. Die Vornehmsten und Reichsten von ihnen hatten Bonn verlassen, ehe es zum ärgsten kam, die Aermern und Geringern fühlten nichts, als den gegenwärti-

gen Druck ihrer Noth, und scheuten sich nicht, öffentlich zu bekennen, ihre Sachen würden besser gestanden haben, wär Churfürst Gebhard nicht auf ihre Seite getreten.

Bann und Acht war schon wider diesen bedrängten Fürsten deklarirt, der Kaiser konnte oder wollte seinem alten Freunde nicht helfen. Die zahlreichen Hirtenbriefe des Pabsts empörten aller Herzen wider den ungehorsamen Sohn der Kirche, und die heimlichen Anlagen, die zu Gebhards Untergang gemacht worden waren, würkten nun auf einmal so schnell, daß er, dessen Sachen noch vor kurzem so gut gestanden hatten, daß der alte Kriegsheld, General Mannsfeld, die Vertheidigung von Bonn eben für keine schwere Sache hielt, jetzt von jedermann aufgegeben wurde.

Ach wenig dachten Agnes, und ihr ehrwürdiger Oheim, da sie Karln von sich liessen, und sich die Stelle, die ihm der Pfalzgraf übertrug, nur von der Seite vorstellten, da sie ihm Ehre und Gelegenheit zu nöthiger, zerstreuender Beschäftigung brachte, ach wenig dachten sie, daß sie der letzte Schauplatz seyn sollte, auf welchem Gebhards Bruder seine Heldenkräfte äusserte! Er selbst, so sehr ihm auch die bedenkliche Lage der Sachen gleich anfangs in die Augen leuchtete, dachte sich doch den Posten, den er hier zu behaupten hatte, bey weitem nicht so gefährlich

als er würklich war. Natürlicher Weise brachte sein redliches Herz das nicht mit in Anschlag, was Verrätherey und heimliche Kabale zu seinem Schaden herbeybringen konnten; wer weiß sich vor diesen höllischen Dämonen hinlänglich zu hüten, wer all ihre heimlichen Wege schlau genug zu spähen, der nicht durch lange traurige Erfahrung, oder durch ein Etwas in seinem Herzen, das mit ihren Tücken harmonirt, auf die verborgene Spur geleitet wird? —

Unsere Leser erinnern sich noch aus den vorigen Blättern eines gewissen Michael Pirklers, welcher in dem Magistrat zu Bonn eine große Rolle spielte, und sich durch List und schlaue Schmeichelkünste, auch das Ohr des Churfürsten zu gewinnen gewußt hatte. Seinen treulosen Rathschlägen dankte Gebhard den unzeitigen Entschluß, Bonn zu verlassen, und selbst seine Gemahlin der Sicherheit zu berauben, die sie in der Erzbischöflichen Residenz noch am besten hätte finden können. Der Churfürst trug, seit dieser fatalen Entfernung aus seiner Stadt, in den Augen des großen Haufens das nachtheilige Ansehen eines Flüchtigen, und wie schwer es der unschuldigen Agnes ward, den Fallstricken zu entgehen, die ihr ausserhalb den schützenden Mauern gelegt waren, das haben wir bereits gesehen.

Pirkler hatte bey all diesen Dingen die Hand im Spiele gehabt, auch über den Pfalzgrafen hatte er mehr vermocht, als sich mit Gebhards

Vortheil vertrug, und jetzt hofte er bey dem nunmehrigen Kommendanten der Festung, durch seine gleissende Außenseite, den nehmlichen Einfluß zu gewinnen. Karl Truchseß war zu groß und zu klug, um den Schmeicheleyen eines Unbekannten zu trauen, auch hatte ihn der redliche Nordhausen, der Pirklern von Grund aus kannte, gewarnt, und dieser, welcher bisher überall das große Wort geführt hatte, mußte es sich also jetzt gefallen lassen, zu schweigen.

Desto lauter redete Pirkler da, wo ihn Karl nicht hören konnte. In allen Gülden der Bürger tönte seine Stimmte, und predigte Aufruhr; von den Kanzeln redete sie aus dem Munde bestochener Mönche, und sogar die Träume der alten Weiber schien er bestochen zu haben, dem schwächern Theil der Einwohner zu Bonn rebellische Gedanken zuzuflüstern.

Der rechtliche Mann, der vielleicht das Gotteshaus noch mit dem Entschlusse besuchte, dem friedlichen Gebhard, unter dessen Regierung Nahrung und Wohlstand bisher geblühet hatten, treu zu bleiben, hörte ihn jetzt von der Kanzel fast namentlich anathematisiren, las des Abends in seiner Trinkgesellschaft des Pabsts Hirtenbriefe nebst einer Lästerschrift, die Gebhard wider den heiligen Vater sollte verfaßt haben, und die Michael Pirkler vor der Versammlung kommentir-

te; fand des Abends beym nach Hause kommen seine Frau in Thränen über einen Traum ihrer Großmutter, der Feuer vom Himmel über die Stadt prophezeyte, welche sich noch länger eines ketzerischen Fürsten annahm, und durchwachte eine Nacht in fruchtlosen Anschlägen, wie sich Treue gegen einen Herrn, der noch immer geliebt würde, mit der Treue gegen die Kirche zusammenräumen ließ.

Dieses waren die unbeargwohnten Wege, auf tausenderley Art abgeändert und vervielfältigt, durch welche die Kabale Gebhards Verderben herbeybrachte. Die Stimme des Volks wider den Churfürsten wurde immer lauter. Er hat unsere Klöster zerstört, unsere Schätze beraubt, das erzbischöfliche Archiv geplündert, schrie der Pöbel. Unsere gegenwärtige Noth, und die noch härtere, die uns treffen wird, wenn wir säumen, uns zu ergeben, ist sein Werk; er opfert Land und Leute, das Beste seines Volks und die Wohlfahrt seiner eigenen Seele auf, um in den Armen einer schönen Frau zu ruhen, schrie eine andre Parthie. Er ist ein Abtrünniger, ein Ketzer, ein Mann, dem man weder Treu noch Glauben halten darf, endigten die Mönche, und Michael Pirkler sprach dazu das Amen.

Das Unglück, das wider Gebharden im Verborgenen entglomm, brauchte eine Gelegenheit,

zum Ausbruch zu kommen, und diese war bald gefunden: An der Stelle, welche jetzt den Namen des Michaels Thors führt, stand zu der damaligen Zeit ein alter Thurm. eine der Hauptschutzwehren der Stadt. Die Sage berichtete, die ungeheuren Grundmauern, auf welchen er ruhte, seyen noch Ueberbleibsel von einem der Kastelle, welche die Römer am Rheine bauten; dieses an seinen Ort gestellt, blieb es allemal gewiß, daß dieser Theil der Stadtmauer, beydes, wegen seiner Lage und wegen seiner Festigkeit, die vorzügliche Aufmerksamkeit desjenigen verdiente, dem es ein Ernst war, Bonn vor dem eindringenden Feinde zu vertheidigen.

Durch eine unverantwortliche Nachläßigkeit, wir wissen nicht, ob Gebhards oder des Pfalzgrafen, war der Drusenthurm, — so nannte man ihn damals, vielleicht nach seinem Erbauer, — zu einem Gebrauch herabgewürdigt worden, der eine Satyre auf seine uranfängliche Bestimmung zu seyn schien: Michael Pirkler hatte die Erlaubniß erhalten, seine Weine, deren er einen merkwürdigen Vorrath besaß, in den dasigen unterirdischen Gewölbern zu haben.

Karl Truchseß, dem dieses unbekannt war, hatte sich, als er die Beschützung der Stadt übernahm, und bey Besichtigung der Festungswerke, diesen Theil derselben ganz ungenützt fand, begnügt, auf dem obern Theil des Drusenthums die

Vorkehrungen zu treffen, die hier nöthig waren, ohne einen Argwohn zu haben, was er für Einwohner in seinem innersten Schooße hegte: als er aber bey den Visitationen, die er oft in eigener Person verrichtete, immerdar Pirklers Leute in dieser Gegend beschäftigt fand, und auf Nachfrage erfuhr, daß der Bürgermeister hier sein Weinlager habe, da konnte er kaum seinen Unwillen so weit mäßigen, daß er die Aenderung, welche hier augenblicklich nöthig war, für den mächtigen Mann, der geschont werden mußte, in ein gefälliges Gewand kleidete.

Der Kommendant stieg, so sehr man es zu verhindern suchte, selbst in die sogenannten Keller hinab, die er so beschaffen fand, daß sie ihm Anlaß zu sehr seltsamen Muthmaßungen gaben, und ihm die Gefahr zeiten, die der Sache, welche er vertheidigen sollte, bevorstand, wenn dieses wundernswürdige Gebäude noch kurze Zeit in so verdächtigen Händen geblieben wäre. Die Treppen, welche sich in dieses unterirdische Schloß hinabwanden, schienen so tief hinabzugehen, als der Bau über ihnen hoch war. Die verschlungenen Gänge dehnten sich, das sahe man, ohne ein Meßkünstler zu seyn, weit über die Stadtmauer hin, und hatten wahrscheinlich Ausgänge, die von dem Erbauer zum Besten der Festung angelegt worden waren, die aber, wenn sie sich unter unrechten

Händen befanden, eben sowohl zur höchsten Gefahr derselben gebraucht werden konnten.

Michael Pirkler, der, sobald er Karls Einbruch in seine unterirdische Reiche vernommen hatte, augenblicklich selbst herbeygeeilt war, versicherte mit Achselzucken, daß ihm nichts von dergleichen Ausgängen bekannt sey, und daß er in dieser Gegend seinen Fuß nie weiter, als so weit sich sein Weinlager erstrecke, gesetzt habe.

Karl mußte dieses glauben, und begnügte sich, die ihm verdächtigen Orte, Pirklers Protestationen zum Trotz, mit Gewafneten stark zu besetzen.

Die Untersuchung war noch nicht zu Ende: Man stieß auf große Gewölber, unter denen sich ganze Schwadronen hätten sammeln können, die Schlüssel zu denselben waren in Pirklers Händen, und er konnte also die Kenntniß derselben nicht ablengnen, doch konnte er sich, als die Frage an ihm erging: warum er so viel ungenutzten Raum für sich behalte, und ob ihm die Wichtigkeit einer solchen Verschweigung bey gegenwärtigen Zeiten unbekannt sey, noch so ziemlich rechtfertigen.

Pirklers Weinvorräthe nahmen verhältnißmäßig einen sehr kleinen Platz ein, einen weit größern erfüllten eine Menge leerer Fässer; auch hier

befriedigte sich Karl, der innerlich immer mehr ergrimmte, dem äußerlichen Anscheine nach, mit einer kahlen Auskunft; aber als jetzt seinem alles-überblickenden Auge eine kleine Seitenthür sichtbar ward, welche keine Vorstellungen Pirklers vor der Oefnung retten konnten, als sich hier nicht allein ein neu zugerichteter Ausgang nach dem feindlichen Lager, sondern auch ein gewaltiger Vorrath an Brod, Mehl und Getreide, daran die Stadt allmählich Mangel zu leiden begann, zeigte, als man in einem andern Behältniß eine Menge Pulver, Bley und andere Kriegsbedürfnisse fand, und Pirkler auf die Frage: Wozu? die Antwort schuldig blieb, da konnte sich der Held, der sich in diesem Augenblicke mitten unter Verräthern fühlte, nicht länger halten. Er strömte seinen Argwohn, oder sollen wir es lieber gewisse Ueberzeugung nennen, in tausend Vorwürfe über den Schuldigen aus, und gab Befehl, den Mann, der ihm von diesem Augenblick an mehr als verdächtig seyn mußte, gefänglich anzunehmen.

Karl Truchseß hatte bisher so klug und vorsichtig gehandelt, daß es zu wünschen gewesen wäre, er möchte auch in dem letzten Theil seiner schweren Rolle nicht gefehlt haben.

Hätte er den sichersten Weg gehen wollen, so hätte Pirklers Gefangenschaft ein Geheimniß bleiben müssen. Die Macht, die dieser Mann in der Stadt, die Liebe, die er beym Volke hatte, war zu groß, als daß man ihn öffentlich und ungestraft antasten durfte; gleichwohl hatte Karl nicht die nöthigen Vorkehrungen zu Verheimlichung der Vorgänge im Drusenthurm getroffen; aber vielleicht hätte er sie gar nicht treffen können, da Pirklers Creaturen überall waren, und das, was ihm geschehen war, gleich im ersten Augenblicke in alle Viertel der Stadt austrugen.

Sie machten kein Geheimniß aus dem, was man dem Gefangenen schuld gab, und da dieses nur Verbrechen gegen Gebharden, nicht wider das Beste der Stadt waren, so kann man denken, was die Beleidigung, die er erfahren mußte, für einen Eindruck auf die Gemüther des Voreingenommenen Volks machte.

Die bevorstehende Nacht, auf welche Karl von langen her alle Vorbereitungen zu einem Streiche gemacht hatte, der, wenn er glückte, Bonn auf einmal von seinen Belagerern befreyen mußte, und der, nach der glücklichen Anlage, fast nicht mislingen konnte, eben diese wichtige kritische Nacht, welche so große Dinge in ihrem Schooße führte, sollte nun eine Nacht des schrecklichsten Aufruhrs werden.

Der Pöbel war wüthend. Pirklers Gefängniß ward erbrochen, und er selbst führte nun die rasende Menge wider Karln, seinen Todfeind, an. Während die Häuser all derer, die nur den entferntsten Schein hatten, auf seiner und Gebhards Seite zu seyn, der räuberischen Hand der niedrigsten Volksklasse Preis gegeben waren, stürmten andre die stille Wohnung des unglücklichen Nordhausen, der in seiner Abgeschiedenheit, weil er Karln seit mehreren Tagen nicht gesehen hatte, nichts von den letzten Verdrießlichkeiten wußte. Er saß ruhig auf seinem Studierzimmer, und dachte an die morgende Erbauung einiger wenigen, die sich in seinem Hause zu versammeln pflegten, weil die öffentliche Besuchung des Protestantischen Gottesdienstes bey gegenwärtigen Zeitläuften nicht ohne Gefahr war.

Da vernahm er wachsenden Lärm auf der Straße, da hörte er die Thür seines Hauses erbrechen, und das Gebrüll des Verderbens in seinem Hofe. Ahndung von Gefahr und ihr Einbruch war ein Gedanke.

Das Volk, von den Mönchen aufgehetzt, haßte ihn, es wollte die Schrecken dieser Nacht des Aufruhrs nicht ohne Blut geendigt sehen, und weil man nun gleich kein andres Opfer wußte, als diesen unschuldigen Mann, indem Karl durch seine Leute zu gut vertheidiget wurde, so riß man ihn ohne Gnade herab auf die Strassen, schleppte ihn

unter tausend Beschimpfungen zum Markte, und ließ ihn daselbst den Kopf verlieren, ohne selbst recht zu wissen, warum man dieses gethan habe, ausser daß hintennach einige sagten, es sey wahrscheinlich, daß er Theil an Pirklers Gefangennehmung, und vielleicht noch an andern zum Besten der Protestanten abzielenden Streichen gehabt habe, die man doch weder zu nennen noch zu muthmaßen wußte.

Während sich hier die Steine mit dem Blute eines redlichen Mannes färbten, ward Karl auf einer andern Seite von den Seinen nur noch schwach vertheidigt. Endlich würde auch er der rasenden Menge zur Beute geworden seyn, wenn nicht das was er sich vor wenig Stunden als das ärgste, das ihm begegnen könne, gedacht haben würde, die Rettung seines Lebens geworden wäre.

Man hatte den Kaiserlichen die Thore geöfnet, und mit ihnen kehrte Ruh und Ordnung in die tobende Stadt zurück. Bonns Belagerer hatten einen edeln Anführer, dessen Augen ersten Blicks jedem Unrecht Einhalt thaten; er sah mit Abscheu Nordhausens unschuldig vergoßnes Blut an den Händen seiner Mörder, er befahl, weil ihre Unthat jetzt zu strafen unzeitig gewesen wäre, nur die ehrliche Beerdigung seines verstümmelten Körpers, und eilte nach der Gegend, wo er wußte, daß der tapfere Kommendant der erzbischöflichen Stadt Noth litt.

Er ward den Händen seiner wüthenden Gegner entrissen, und während der kaiserliche General von der zuletzt so leicht eroberten Festung Besitz nahm, auf die ehrenvollste Art nach dem Lager gebracht, wo er, mit Wunden bedeckt, anlangte, und treuen Aerzten in die Hände kam, welche ihm mit Grund baldige Genesung verhiessen. —

Der Erzherzog Ferdinand, der hier kommandirte, und der Karl Truchseßen längst, wegen seiner Tapferkeit, schätzen gelernt hatte, nannte ihm den Namen seines alten Gönners, des Erzherzogs Mathias, er machte ihm einige Vorwürfe, daß er sein Schwerdt wider den Kaiser gekehrt habe, gestand indessen die Vorrechte, welche die Vertheidigung eines Bruders behauptete, stillschweigend ein, und versprach ihm die gelindeste Behandlung und baldige Freyheit; Dinge, welche dem getrösteten Karl eine weit helle Aussicht zeigten, die doch auch nur gar zu bald durch die Frevelhand schleichender Bosheit auf ewig verdunkelt werden sollte.

Indessen zu Bonn Gebhards Schicksal eine so traurige Wendung bekam, indem es seinen Bruder zum Gefangenen seiner Feinde machte, schlich sich das Unglück auch auf der Festung Godesberg ein, und bedrohte die Sicherheit der andern Hälfte seines Herzens.

Agnes weinte an dem Bette ihres ehrwürdigen Oheims, der ohne Hofnung darnieder lag.

Dieser edle Greis, munter, thätig, aufmerksam auf jede Kleinigkeit, trotz seinem jungen Neffen, nützte die Zeit der Ruhe zu Godesberg, um auf die Zeit der Gefahr, die er jetzt ganz nahe vor Augen sah, Vorkehrungen zu treffen. Von dem Zustand der Erzbischöflichen Stadt und Karls bedenklicher Lage war ihm mehr bewußt, als er der Churfürstin merken ließ. Es ließ sich errathen daß der Feind, er mochte Bonn gewinnen, oder diese Festung unverrichteter Sache verlassen, sich von da unmittelbar nach Godesberg wenden würde. Daß es auf die Zeit der nahen Belagerung daselbst an nichts fehlen möchte, nutzte der wackere General Mannsfeld jede Minute, und sah überall mit eigenen Augen, weil er keinen andern, als den Seinigen traute; auf dem Wege dieser unbedeutenden gefahrlosen Geschäfte war es, daß der der so oft in offener Schlacht den Pfeilen des Todes Trotz geboten hatte, fallen sollte.

Der vorsichtige Mannsfeld hatte für das Pulver, das er in Menge heraufschaffen ließ, ein neues Behältniß, in einer Gegend des Berges, zubereiten lassen, wo die Nachbarschaft dieses gefährlichen Kunstprodukts, für die Festung bey den hier öfters zündenden Gewittern, keinen Schaden besorgen ließ.

Nur wenig Pulver war noch herauf gebracht, der General, der selbst bey der Aufbewahrung der Vorräthe gegenwärtig seyn wollte, ging in der Erwartung des Uebrigen, von aussen hin und her, und beachtete nicht das Thun seines einigen Begleiters, den er bey sich hatte, eines jungen Pagen, der so lang unvorsichtig mit einer Zündruthe hin und her gauckelte, bis endlich das Pulver Feuer fing, und mit großem Krachen aufflog, den vorwitzigen Thäter auf der Stelle tödete, und den alten Helden sinnlos zu Boden warf.

Der Knall erschütterte den ganzen Felsen; Agnes vernahm ihn auf ihrem weit abgelegenen Zimmer, mit einer so schrecklichen Unglücksahndung, daß sie nur wenige Schritte nach der Thür zu thun vermochte, um ihren Leuten zu rufen, und ehe sie dieses vollendet hatte, ohnmächtig zu Boden sank. Alles eilte nach dem Orte, von wo sich die Erschütterung vernehmen ließ, und man wußte nicht ehe etwas von Agnesens Zustande, bis man kam, sie auf die Schreckenspost vorzubereiten, die ihr in Ansehung ihres guten Oheims bevorstund.

Noch lebend aber ganz betäubt, und mit fürchterlich zerschmettertem Schenkel war er herauf auf das Schloß gebracht worden; Agnes mußte sich ermannen, um das Leiden ihres zweyten Vaters durch kindliche Wartung zu lindern, und in der Ueberzeugung, daß seine Rettung unmöglich sey, ihren gänzlichen Untergang zu fühlen. Der Tag, da Bonn überging, war der dritte Tag seines Leidens. In

den Augenblicken, da er zu denken und zu sprechen vermochte, hatte er oft den Namen, Karl Truchseß, genannt, und seine unglückliche Nichte hatte dies für Befehl angenommen, nach dem Genannten zu senden. Sie war ganz unwissend in der damaligen Lage der Sachen. Der Officier, der jetzt an der Stelle des Generals das Kommando führte, ein alter treuer Diener des mannsfeldischen Hauses, hatte Sorge getragen, ihr alles, was ihren gegenwärtigen Kummer erschweren konnte, so vorsichtig zu verbergen, als ihr guter Oheim zu thun gewohnt war. Ohne sein Wissen waren Boten von ihr ins Thal hinab geschickt worden, und die Unglückliche ahndete wohl wenig, was für schreckliche Nachrichten sie ihr an das Sterbebette ihres nunmehr noch einigen übrigen Freundes zurückbringen würden!

Der Churfürst von Kölln, den wir, um von den beyden Personen zu sprechen, die ihm auf der Welt die liebsten waren, so lang aus den Augen liessen, hatte in Westphalen, wohin er seinen Zug genommen hatte, anfangs beßres Glück, als seine Vertheidiger, mehrere feste Orte waren in seiner Gewalt, seine Völker, gutwillig genug, sich mit Versprechungen hinhalten zu lassen, mehrten sich, und war etwas, das ihm gebrach, so war es Geld, dessen er viel bedurfte und sehr wenig besaß. Ach wie oft dachte er jetzt an den gelehrten Augustinermönch und seine verborgenen Wissenschaften; Bedürfniß ist

die Mutter der ausschweifendsten Wünsche. Gern hätte er seine unter Marianus Anweisung erlangten, jetzt ganz vernachläßigten astrologischen Talente, um die Kunst, ein wenig Gold zu machen, hingegeben, seine bessern Ueberzeugungen von der Nichtigkeit all dieser Dinge fruchteten jetzt nichts, und alle Thorheiten behaupteten oft in ganzem Ernst wieder ihren Platz in seiner Phantasie. Gewiß, es ist keine Kunst, klug und mäßig in Wünschen und Planen zu seyn, so lange uns das Glück lächelt; bey widrigem Geschick erwachen tausend unordentliche Neigungen. —

Die Sterndeutekunst war, so lange Gebhard noch auf seiner Höhe stand, in ihrem wahren Lichte von ihm betrachtet worden, jetzt, da seine Wohlfahrt schwankte, grif er oft nach dieser morschen Stütze. Bald wollte er dies, bald jenes wissen, er unterrichtete sich nach seiner Art, und glaubte immer festiglich an die Aussprüche der Gestirne, so sehr sie ihn auch oftmals täuschten; vor kurzem hatten ihm seine Berechnungen einen Sieg wider den Herzog von Lauenburg geweissagt, den er am nehmlichen Tage noch wirklich erfocht, und dieses hatte seinen Glauben dermassen gestärkt, daß er die Wirklichkeit hätte vor Augen sehen, und doch ihr weniger als der Stimme seiner überirdischen Rathgeber trauen können.

Vor der völligen Uebersicht seines Schicksals graute ihm immer, er hatte einst zu viel davon gesehen, um sich den Anblick noch einmal zu

wünschen, er begnügte sich mit der Erforschung einzelner Fragmente, und überredete sich von den widersprechendsten Dingen, wenn sie nur mit seinen Ausrechnungen übereinstimmten.

So kamen ihm jetzt von Bonn und Godesberg die nachtheiligsten Gerüchte zu, aber er glaubte gewiß zu seyn, daß es um seine Festungen, seine Gemahlin und seinen Bruder wohlstehe, und er schlug alles in den Wind, um andere Plane auszuführen, die ihm seit einiger Zeit in den Sinn gekommen waren.

Der Sieg wider den Herzog von Lauenburg hatte ihn stolz, seine westphälischen Eroberungen, so klein sie gegen das waren, was er überall einbüßte, übermüthig gemacht; wie mußte ihn denn der Ausspruch des damals über seine Angelegenheiten zu Maynz gehaltenen Conciliums, befremden und beleidigen, welcher darauf hinauslief; er sollte die Churwürde niederlegen, und sich mit einer ansehnlichen Pension begnügen, welche ihm der Herzog von Bayern, den man schon Churfürsten von Kölln nannte, auszahlen würde.

Nie hat man ihm aufgebrachter gesehen, als an dem Tage, der diese Nachricht mit sich brachte. Tausend Entwürfe schwärmten in seinem Kopfe, an deren Ausführung ihn nur der dringende Geldmangel hinderte. Er ging mit seinen überirdischen Rathgebern zu Rath, er glaubte zu sehen, daß eine Reise zur Verbesserung sei-

ner bedenklichen Lage nöthig sey, und da er nun lang eine geheime Reise zu seinem alten Freunde, dem Kaiser, im Sinn gehabt hatte, so deutete er den Ausspruch der Gestirne dahin, wo er wollte, und eilte, seinen Einfällen Genüge zu leisten.

Ach hatte hier die Stimme der Astrologie wirklich eine Meynung, so deutete sie sicher auf ganz andere Dinge, als der verblendete Gebhard meynte. Eine fruchtlose Reise zu Rudolfen, der längst sein Freund nicht mehr war, wollte er unternehmen, da zu Bonn und Godesberg seine Gegenwart so nöthig gewesen wäre, dorthin war es vielleicht, wohin ihn eine warnende Stimme lockte.

Gebhard machte die Verfügungen in seinen Sachen, die er für die besten hielt, und trat seine heimliche Reise an, ohne einmal die entscheidenden Nachrichten von Bonn und Godesberg, denen er mit jedem Tage entgegen sehen konnte, abzuwarten; er hielt sich in seinem Sinn zu versichert, daß dort alles wohl stehe, als daß er um mehrerer Gewisheit willen seinen Aufbruch, über welchen jetzt, wie er meynte, günstige Gestirne wachten, noch um eine Stunde hätte aufschieben sollen.

Das Kommando über sein kleines Heer, zu dessen Befriedigung er den ganzen Rest seiner Baarschaft angewendet hatte, und das also jetzt wirklich auf der Laune war, für ihn zu leben

und zu sterben, blieb einem tapfern Officier überlassen, dessen Muth, Klugheit und Treue den bevorstehenden Actionen sicherlich einen guten Ausschlag gegeben haben würde; aber zum Unglück hatte er Befehl, sobald Graf Neumark von Bonn zurückkommen würde, ihm zu weichen, und ihm den Kommandostab zu überlassen, dem Grafen Neumark, der den Succurs für Bonn so unglücklich angeführt hatte, und der bald nach Gebhards Abreise, als ein Flüchtiger, und zum Oberkommando also gar schlecht charakterisirt, anlangte! — So mußte sich alles zum Verderben eines unglücklichen Fürsten fügen.

Gebhard voll Hofnung und froher Aussichten, was er durch seine persönliche Unterhandlung mit dem Kaiser für Wunderdinge ausrichten würde, erfuhr schon die erste Fehlschlagung darin, daß er ihn zu Wien vergeblich suchte, und als man ihn nach Prag wies, lang zweifelhaft blieb, ob er auch wirklich allda zu finden sey. —

Das Inkognito grosser Herrn, mit welchem sie zuweilen ihren Aufenthalt zu verhüllen belieben ist sonst immer nicht von so undurchdringlicher Art, daß das Publikum würklich zweifelhaft seyn sollte, wo und wie es sie aufzusuchen hätte; aber mit Kaiser Rudolfen hatte es eine ganz andere Bewandniß: er war eine Sonne, die sich immer hinter dichte Wolken verbarg, ohne sich von dem kleinsten neben ausfallenden Strahl verrathen zu lassen.

Die Grundzüge seines Charakters sind unsern Lesern noch aus dem Anfang dieser Blätter bekannt, die Erziehung, welche er in Spanien erhielt, verschlimmerte, was sie hätte bessern, was sie zum Wohl ganzer Völker hätte kehren können. Der Hang zu den tiefsinnigsten, grundlosesten Wissenschaften, verdüsterte seine Gemüthsart noch mehr. Das Streben nach Dingen, welche für den eingeschränkten menschlichen Verstand unerreichbar sind, ward ihm der Grund zu einer beständigen Unzufriedenheit mit sich selbst. Langst hätte ihn der rauhe dunkle Pfad des Wissens, den er sich gewählt hatte, ermüden müssen, hätte ihn nicht hie und da auf demselben trügerisches Licht geschimmert, das er für Wahrheit hielt, und sich von demselben noch tiefer in endlose Labyrinthe locken ließ. Welch ein Aufwand von Zeit und Kräften ward erfodert, die Jagd nach täuschenden Traumgesichten unabläßig fortzusetzen, und welches war die Beute, die man von derselben zurückbrachte? Ermattung an Leib und Seele, Widerwille gegen jedes andere nöthigere Geschäft, und eine Art von Menschenscheu, die eben der Grund zu jener Abgeschiedenheit ward, in welcher Rudolf, von der Welt, von seinen Freunden, selbst von dem Wirkungskreis lebte, dessen er sich nicht ganz entäussern konnte, ohne zugleich Verzicht auf den hohen Namen zu thun, den er führte.

Die Liebe zu den Wissenschaften hatte in Rudolfen das Gefühl seiner Fürstenpflicht nicht

ganz verschlungen, er wußte, daß es ihm zukam, einige Zeit den Reichsgeschäften zu widmen; aber wenig waren nach Verhältniß dieser Stunden, da der Philosoph dem Kaiser weichen mußte, Rudolf beobachtete sie, wie er bey allen Dingen pflegte, mit Emsigkeit und Anstrengung, er arbeitete und ordnete in denselben mehr als ein mittelmäßiger Kopf in so viel Tagen gethan haben würde, aber — diese Arbeit war und blieb ihm lästig, völlig geendet ward sie nie; zuletzt kam immer noch das meiste auf einige Ministers an, welchen sich der Kaiser ganz vertraute, und die denn freylich ihre Urtheile und Entschlüsse gern auf Rudolfs Rechnung schrieben, die es auch bey seiner Unbesorgtheit in solchen Dingen ungestraft und mit leichter Mühe thun konnten, und dadurch tausenderley Unruhen, tausenderley Misvergnügen gegen einen der besten und gütigsten Fürsten erregten, welcher im Grunde keinen Fehler hatte, als den, daß er mehr in den Regionen des Aethers, als auf der Erde lebte.

Ob Rudolf in denen verborgenen Geschäften, welche er nun Jahre lang in seiner Einsamkeit getrieben hatte, den schwärmerischen Grundsätzen, die er in dem spanischen Augustinerkloster eingesogen hatte, ganz treu blieb, ob, wie einige behaupten wollen, Schotts magischer Spiegel in der Geschichte seiner Phantasien seine Rolle fortspielte, oder ob die Seele des erhabenen Philosophen sich nach und nach über diese Kleinigkeiten empor schwung, wis-

sen wir nicht. Hang zur Astrologie, und Glaube an dieselbe blieb immer, so wie die feste und treue Liebe zu seinem ersten Lehrer in derselben, zum alten Marianus.

Unglaubliche Mühe und ungeheure Summen hatte es sich der dankbare Schüler kosten lassen, den alten Augustiner Mönch aus der Gefangenschaft des Pabsts los zu machen, in welche er bey seinem Aufenthalt in Rom gerathen war, weil er sich durch einige übereilte Handlungen der Zauberey verdächtig gemacht hatte.

Der Pabst schmeichelte Rudolfen unaufhörlich mit dem Versprechen, den unglücklichen Marianus loszulassen, bis ihn endlich der Tod frey machte. Auf ähnliche Art täuschte er den Kaiser in Ansehung seiner nachgelassenen Schriften; dieser gab endlich voll Unmuth alles auf, fand in der Fehlschlagung dieser Hofnungen neuen Stoff zu düsterm Gram, und fing erst seit der Zeit an, sich wieder ein wenig zu beruhigen, da ihm das Glück einen zweyten Marianus Schott, oder vielmehr einen Mann, der mehr war als dieser, und all seine damaligen Brüder, entgegen geführt hatte.

Eine Seele wie die Seele Rudolfs, ist, sie mag sich noch so sehr in sich selbst zurückzihen, nicht ohne Bedürfniß der Freundschaft. Die Befreyung des gefangenen Augustinermönchs war

von dem Kaiser so lang er lebte, weniger aus Sorge um ihn, weniger aus Begierde mehr von ihm zu lernen gesucht worden, als vielmehr aus Sehnsucht, in ihm einen Freund an die Seite zu bekommen, der sich durch Gleichheit der Gesinnungen und Grundsätze sein ganzes Vertrauen verdiente. Kein Fürst, kein Höfling, keiner seiner Brüder, von denen ihn ohnedem Mistrauen und Argwohn entfernt hielt, konnten die Leere in seinem Herzen erfüllen, nur ein Philosoph konnte der Freund des philosophischen Fürsten werden. Diejenigen, welche Rudolfs Wünsche kannten, und es gut genug mit ihm meynten; ihm die Erfüllung derselben zu gönnen, empfahlen ihm den grossen Sternkundigen Aloysius Lilius, den Pabst Gregor mit dem neu umgeschaffenen Kalender jetzt an alle Fürstenhöfe, auch an den kaiserlichen geschickt hatte, aber Aloysius war nur ein grosser Mathematiker, kein schwärmerischer Astrolog. — Andre empfahlen Rudolfen den berühmten Kardanus, der sich damals in den brittanischen Inseln durch einige Wunderkuren den Namen eines ausserordentlichen Mannes errungen hatte, doch dieser war in Rudolfs Augen mehr Arzt als Philosoph, er ward verworfen, und die Stelle seines Busenfreundes blieb für einen andern aufgehoben, den sein Schicksal eben um diese Zeit nach Wien führte.

Wer kennt nicht die Geschichte des berühmten Tycho de Brahe! Eine übereilte Misheyrath

hatte

hatte ihm das grosse Haus, aus dem er stammte, zuwider gemacht, andere Verdrüßlichkeiten in seinem Vaterlande machten die Nothwendigkeit, es zu verlassen, noch dringender, und als ein halber Flüchtling kam er in die österreichischen Lande dort Schutz zu suchen, wo ihm noch mehr, wo ihm der oberste Platz in dem Herzen des Kaisers aufgehoben war.

Tycho hatte sich zu der Zeit, als Gebhard Rudolfen in Wien suchte und zu Prag fand, schon mehrere Monate in dem erhabenen Posten behauptet, den ihm die Vorliebe des Kaisers, der ihn bewunderte, sehr bald einräumte; aber Rudolf — war durch seinen neuen Freund um nichts glücklicher geworden. Tychos aufgeklärter Verstand war schwach genug, sich auf eben die Seite zu neigen, wo auch Rudolfs grosse Seele irre ging. Beyde hingen fest an den Glauben an die Astrologie. Rudolf schätzte den grossen Mann um dieser Gleichheit willen desto höher, aber sie ward sein Unglück. Schotts astrologische Berechnungen wurden wieder hervorgesucht, und da Brahes Aussprüche fast in allen mit denselben übereintrafen, so fühlte sich der Kaiser von neuem in allen den Meynungen gestärkt, die ihn von Kindheit an so unglücklich gemacht hatten.

Ja, ja, sagte er oft zu sich selbst, ich fühle es, ich weiß es aus der Erfahrung, daß mir kein Erdenglück bestimmt war, dort oben über den Sternen, mags vielleicht einst besser mit mir stehen, aber bis

dahin ist und bleibt mein Schicksal Nacht und Dunkelheit. Ich trage eine Krone, ohne ihre Freuden zu fühlen, das Glück der Liebe verdarb mir in der Blüthe, einem andern ist die Frucht davon beschieden, die er, ich entziehe sie ihm auch noch so lange doch endlich geniessen wird. Mathias wird Kaiser, wird dann auch Annens Gemahl seyn! Oh ich glaube dir, guter Brahe, daß er diese Zeit nicht erwarten kann, ich glaube, daß er gern den Augenblick meines Todes beschleunigt sähe, welcher der Anfang seines Glücks seyn wird!

Der weise Tycho hatte es wohl nie in den Sinn genommen, in das Herz seines fürstlichen Freundes Mistrauen gegen seinen edeln Bruder zu pflanzen; aber Gefahr für Rudolfs Leben, Gefahr, von seinen vorgeblichen Freunden herbeygebracht, hatte er in den Sternen zu sehen geglaubt und es für Pflicht gehalten, ihn zu warnen.

Rudolf deutete diese Warnung, wohin er wollte; der wahrscheinliche Nachfolger eines argwöhnischen Fürsten hat allemal die nächste Anwartschaft auf sein heimliches Mistrauen. Rudolf war kinderlos, er selbst konnte nach seinem Tode den Thron niemand lieber gönnen, als dem, der das nächste Recht dazu hatte, seinem Bruder Mathias; er sah und hörte, daß man diesen allgemein geliebten Fürsten lieber schon bey seinen Lobzeiten zum Theilhaber der kaiserlichen Hoheit gemacht hätte, und dies ward Ursach genug für ihn, den zu scheuen, den er

im Grunde nicht haßte, und heimliche Nachstellungen von demjenigen zu besorgen, der zu edel war, nur einen nachtheiligen Gedanken gegen seinen wunderlichen Bruder zu fassen. Wunderbare Verwickelungen, die Menschenhände in ein Schicksal hineingekünstelt hatten, das ausserdem eines der glücklichsten hätte seyn können! Hätte man Rudolfs seltsame Gemüthsart eher zu heilen, als zu falschen Zwecken zu leiten gesucht, er hätte ein weiser selbst regierender Fürst seiner Unterthanen, der glückliche Gemahl irgend einer edeln Prinzeßin, der Vater seines künftigen Thronerben, und der Freund seines Bruders Mathias seyn können, der, wenn Rudolf selbst Kinder gehabt, oder sein Reich selbst regiert hätte, wohl nie auf den Gedanken gekommen seyn würde, nach dem Zepter zu greifen, das seiner Hand denn nicht bedurft hätte.

Der Kaiser, dessen Furcht vor heimlichen Nachstellungen immer heftiger wurde, kam jetzt fast niemals aus, als zuweilen um seine Hauskapelle, oder seine Pferde zu besuchen, an welche beyde Orte er durch verborgene Gänge kommen konnte. Von Fremden bekam ihn niemand zu sehen als Tycho, der aber bey Gebhards Ankunft zu Prag abwesend war, und seine Schwester, die schöne Sophia Brahe, die der Kaiser, so wie sie es verdiente, als Freundin behandelte, und die durch Musik und Dichtkunst, in welchen beyden sie Meisterin war, dem unglücklichen

Rudolf die einigen frohen Stunden schafte, die er zu geniessen jetzt fähig war.

Sophie war sehr schön, und Rudolf ein Herr, dem nur Schwermuth und tiefsinnigeres Studiren, die Miene und die Denkungsart des Alters geben konnten. Die Lästersucht würde heut zu Tage bey einer solchen Verbindung bald etwas mehr als Freundschaft vermuthen, damals schwieg sie, und man hat nie gehört, daß der Umgang zweyer der edelsten Seelen mit irgend einem zweydeutigen Namen sey belegt worden. Rudolfs philosophische Kälte, Sophiens Tugend, und ihres Bruders strenges Gefühl für die Ehre, nebst seiner unablässigen Theilname an ihrem Umgange mit dem Kaiser, verscheuchten jeden Verdacht. Selbst jetzt war sie mit dem grossen Tycho abwesend, und Gebharden ward also jede Möglichkeit abgeschnitten, durch irgend eine freundschafliche Verwendung Zutritt beym Kaiser zu erlangen.

Gebhard, dem nur wenig von den gegenwärtigen Launen Rudolfs zu Ohren gekommen war, hätte nicht geglaubt, daß er so viel Umschweife nöthig haben würde, bey ihm Gehör zu erlangen, als er nun brauchte ihn nur ein einiges mal zu sehen. Als Churfürst von Kölln, war er in seinem Sinn gewiß, augenblicklich Audienz zu erhalten, eben diesen Namen wollte er aus Ursachen nicht brauchen. Er dachte seinen Enzweck eben so gut unter einem erborgten

der sein Inkognito begünstigte, zu erreichen; aber er irrte: Er mochte sich so oft bey Hofe melden als er wollte, so blieb es bey der Sage: der Kaiser befinde sich gar nicht zu Prag, ungeachtet Gebhard sich endlich mit eigenen Augen überzeugt hatte, diese Ableugunng sey Unwahrheit.

Rudolf bey dem Gefühl, daß seine Eingezogenheit zuweilen durch Bewegung unterbrochen werden müsse, hatte um das Schloß, das er bewohnte, lange hochgewölbte Gänge bauen lassen, durch dessen enge Fenster, die kaum das Tageslicht einliessen, man ihn zuweilen verstohlen sehen konnte, wenn er daselbst auf und abgieng. Hier hatte ihn auch Gebhard einst erblickt, und war kaum im Stande gewesen, in dem blassen, traurigen abgezährten Gesicht, noch die Züge seines ehemaligen Jugendgefährten zu erkennen. Doch sagte man ihm, dies sey der Kaiser, und er wußte also nun, daß der, den er zu sprechen wünschte, wohl gegenwärtig, aber nur für ihn nicht vorhanden wär.

Man sagte ihm, das sey das Schicksal aller Fremden, welche nicht besondere Empfehlungen hätten. Er fragte, bey wem man sich zu melden hätte, um Audienz zu erlangen, man nannte ihm einige Ministers, denen sich zu zeigen er keine Lust hatte, und den Herrn von Brahe nebst seiner Schwester, welche aber gegenwärtig nicht in Prag waren.

Gebhard hatte sich schon fest überzeugt, daß er unverrichteter Sachen den Weg wieder würde zurücknehmen müssen, auf den er so grosse Hofnungen gesetzt, und durch den er weit wichtigere Vortheile vernachläßiget hatte; als ihn das Schicksal in die Gesellschaft eines Mannes führte, dessen Namen er nur hören durfte, um die Begierde zu fühlen, alte lang vergessene Bekanntschaft zu erneuern, und in seiner Gesellschaft Erinnerungen früher Jugendfreuden herbeyzurufen, welche auch dem Unglücklichsten eine Art von Linderung gegenwärtiger Leiden sind.

In dem nehmlichen Hause, wo der Churfürst von Kölln unter seinem erborgten Namen abgetreten war, wohnte auch ein anderer vornehmer Fremder, der unbekannt bleiben wollte, der aber Prag zu oft besucht hatte, um nicht sehr vielen, als der Fürst von Siebenbürgen, bekannt zü seyn.

Gebhard fühlte eine sonderbare Bewegung, als er Bathori, den Gespielen seiner Jugend, nennen hörte, noch mehr als er vernahm, daß dieser unglückliche Prinz sich gegenwärtig in einer Lage befinde, welche viel Gleichheit mit der seinigen hatte.

Ganz ohne Gefolg war Gebhard nach Prag gekommen, niemand kannte ihn hier, niemand war dem er sich entdecken mochte; gleichwohl befand er sich in Verlegenheiten, welche ihm Rath nothwendig machten, sollte es auch nur über die Art und

Weise seyn, wie sich Zutritt beym Kaiser erlangen ließ, den er vergebens suchte. Bathori, das sagte man ihm, war auch hierin mit ihm in einerley Fall. Er fuhr täglich nach Hofe, man wußte wer er war, aber er wollte unbekannt seyn, und als ein Unbekannter — ward er abgewiesen; hätte er sich indessen auch unter seinem wahren Namen gemeldet, so würde ihm das nähmliche begegnet seyn, denn er hatte dem Kaiser durch seine wilde ruhlose Unbeständigkeit in kurzem so viel Verdruß und Unruhe gemacht, daß dieser im Ernst wünschte ihn nicht mehr zu sehen, und daß Gebhard allemal noch eher auf Gehör hätte hoffen können als der Mann, dessen Anwesenheit ihm jetzt als ein besonderer Glücksfall vorkam, und bey welchem er sich in der ersten Stunde, da er von ihm hörte, melden ließ.

Man erspare uns die Mühe, seine Aufnahme, und den Anfang eines Gesprächs zu schildern, das erst in der Folge interessant wurde, als Gebhard dem Fürsten sehen ließ, daß er ihn kennte, und sich ihm, um ihn zur Vertraulichkeit zu reitzen, gleichfalls kenntlich machte.

Es kostete Mühe, ehe dem Fürsten von Siebenbürgen das glaublich ward, was Gebhard ihm sagte, und noch mehr, ehe sich sein mistrauisches Herz bequemte, die Offenherzigkeit zu erwiedern, mit welcher ihm der Churfürst von Kölln entgegen

kam. Die zauberischen Ideen aus der Vergangenheit, welche Gebhard aufzuregen wußte, waren es, die ihn endlich besiegten, eine Thräne kam in sein Auge, und er schloß seinen alten Freund in seine Arme.

O Gebhard! Gebhard! rief er, das waren glückliche Zeiten, die wir im Augustinerkloster verlebten! Wollte Gott, wir könnten uns in dieselben zurückwünschen!

Glücklich, Bathori? wiederholte Gebhard, würden wir es damals eingestanden haben, daß wir glücklich wären? Mich dünkt, ein jeder von uns fühlte den Druck seiner damaligen Leiden ziemlich stark!

O was sind Leiden der Jugend gegen die der reifern Jahre? schrie der Fürst. Meine damaligen Besorgnisse waren Kinderspiel gegen die gegenwärtige Würklichkeit!

Und ach, fiel Gebhard ein, meine damaligen ängstlichen, unruhvollen Hofnungen, gewährten mir mehr Glück als ihre Erfüllung.

Und nun, dünkt mich, stehen wir beyde auf einem Punkte, sind beyde Fürsten ohne Land! sprach Bathori.

Das verhüte Gott! erwiederte Gebhard, meine Sachen stehen gut, und ich hoffe, die Eurigen nicht schlimmer.

O Gebhard, ich bitte euch! täuscht euch nicht selbst! Solltet ihr glücklicher seyn, als euch das Gerücht macht?

Sollte Bathori unglücklicher seyn, als ich ihn halte? —

Leider bin ich es, bins durch eigene Schuld! Ich wünsche euch, daß ihr euch nicht die nehmlichen Vorwürfe zu machen habt!

Gebhard schwieg eine Weile, weil er keine Antwort auf Bathoris schmerzliche Gewissensrüge finden konnte. Verschuldung seiner bedenklichen Lage hatte er sich nimmer ganz gestehen wollen, und gleichwohl drang die Gewißheit derselben oft nur gar zu mächtig auf ihn ein.

Und wenn es denn nun um euch so wohl steht, fuhr Bathori nach einer langen Pause fort, was bringt euch denn, was bringt euch in dieser Gestalt hieher?

Gebhard seufzte, und gab seinem Freunde einen kurzen Auszug seiner Geschichte, welche dieser, dessen Herz sich allmählig zu öffnen begann, nicht unvergolten ließ sondern in einigen Stunden, die sie in der Einsamkeit bey verschlossenen Thüren mit einander zubrachten, ihm weitläuftig erzehlte, wovon wir unsere Leser nur kürzlich benachrichtigen wollen, theils, weil Bathoris Angelegenheiten hier nur Nebensache sind, theils, weil sie von seinem Munde erzehlt, durch seinen Hang zu überspanten Phantasien verschoben und entstellt, mehr das Gewand der Fabel als der Wahrheit trugen, welche wir, so

weit nehmlich unsere Urschrift der'elben treu bleibt, unsern Lesern mitzutheilen schuldig sind.

Die letzte Nachricht von den Abentheuern des Fürsten von Siebenbürgen erhielten wir aus dem Munde des unglücklichen Karl Truchseß, der wahrscheinlich durch seine treue uneigennüzzige Freundschaf gegen Bathori den Stahl geschärft hatte, welcher in dem Augenblicke, da Gebhard ihn vor aller Gefahr sicher hielt, im Begriff war, seinen Lebensfaden zu zerschneiden; doch von der Meuchelthat, die uns um einen unserer liebsten Helden brachte, ein andermal, jetzt zu der Geschichte des Fürsten von Siebenbürgen!

Karl Truchseß hatte während seines Aufenthalts in diesem Lande die Fesseln zu zerbrechen gesucht, in welchen Bathori von denen, die seine Schwäche kannten, gehalten wurde. Da es unmöglich war, den Fürsten von der Grundursach aller seiner falschen Schritte, von seinen astrologischen Träumen zu heilen, so hatte Karl wenigstens einige der bösen Folgen derselben zu hegen gesucht. Einer und der andre von den verrätherischen Ministern, die Bathori an der Seite hatte, war gestürzt, die thörigte Liebe zu der schönen Maria Palsy, in die man ihn zu seinem Unglück verstrickt hatte, war durch die ver-

nünftige und tugendhafte Neigung für eine Dame verdrängt, die auf alle Art das Glück des Fürsten machen mußte. Karl Truchseß befand sich mit den siebenbürgischen Gesandten auf dem Wege, ihm in der österreichischen Prinzeßin Maria, einen Schutzengel zuzuführen, an dessen leitender Hand Bathori sicherere Schritte, als bisher, gethan haben würde.

Wir haben gesehen, was Karln von dieser Gesandtschaft entfernte, bey welcher er eigentlich nach Bathoris Willen eine Hauptrolle spielen sollte; es war die Ueberzeugung, daß er in der Gesellschaft der Siebenbürgen von heimlichen Nachstellungen verfolgt wurde, und die Versicherung, die ihm seine neidischen Mitgesanten gaben: Man bedürfe seiner bey dem Geschäft am kaiserlichen Hofe nicht, und werde die Brautwerbung auch ohne ihn zü enden wissen.

Sie war würklich glücklich geendet, und Michael Zamoscy, nach Karls Abzug das Haupt der Gesandschaft, brachte diese schöne Braut seinem Fürsten, mit einer Heimsteuer, die nicht zu verachten war, in die Arme.

Die nunmehrige Fürstin von Siebenbürgen war so schön, als Karl Truchseß sie ihrem Gemahl in dem Augenblick, da er die Liebe zu ihr in seinem Herzen weckte, geschildert hatte; aber für Bathori und die Kabale, die an seinem Hofe das Zepter führte, war sie zu fromm und unschuldig. An den

Buhlerkünsten, mit welchen der verächtlichere Theil ihres Geschlechts die Herzen der Männer halbe Jahrhunderte, oft auch nach verblüther Schönheit, zu fesseln weiß, fehlte es ihr ganz, und eben so unwissend war sie in den Ränken, durch welche sie diejenigen, welche ihre Verbindung mit dem Fürsten gern sahen, in ihrem Interesse hätte erhalten, und ihre Gegner schrecken können. Sie war eine holde truglose Seele, eine Gespielin für einen Engel, eine gute Fürstin für irgend ein unschuldiges Hirtenvolk des goldnen Alters, aber für Bathori und sein Land — Nichts.

Schon dieses schadete ihr in ihres Gemahls wankelmüthigem Herzem, schon dieses gab ihr in seiner verwahrloßten Phantasie ein nachtheiliges Licht, daß sie eine so leichte Eroberung war, daß sich in ihre Angelegenheiten die Sterne so gar nicht mischten, und daß bey ihrer Heimholung auch nicht ein einziges Abentheuer vorgefallen war. Alles alltägliche verursachte dem Fürsten Eckel, und um die gute Prinzeßin, deren Schönheit ihrem Gemahl nun nicht mehr neu war, völlig zu stürzen, brauchte man nur dem verblendeten Bathori die Hand verdächtig zu machen, die den ersten Wunsch, sich mit Oesterreich zu verbinden, aufregte, brauchte man nur ein paarmal die warnende Glocke zu gehöriger Zeit tönen zu lassen, so hatte man gesiegt.

Bathori ward unmuthig, nachdenkend, schwermüthig. Es lag am Tage, daß es ihn reute, die Fesseln des Ehestands zu tragen. Er floh seine Gemahlin, wo er konnte, und war froh in den Unruhen, welche die Türken unaufhörlich erregten, Vorwand zu finden, die Stille des häuslichen Lebens mit dem Getümmel des Kriegs zu vertauschen.

Bathori besaß unter tausend von seinen Fehlern verdunkelten guten Eigenschaften, auch Tapferkeit. Die Thaten, zu welchen er sich mit den Kaiserlichen wider den Erbfeind verband, waren groß; nur dies war zu beklagen, daß der Vortheil, der ihm aus denselben zuwuchs, immer klein blieb. Ob die Hülfsvölker, deren er sich freute, es allemal ehrlich mit ihm meynten, ist ungewiß, die Geschichte sagt, daß wenigstens durch ihre Säumseligkeit, Unwissenheit und Uebereilung, ihm oft unwiederbringlicher Schade zugezogen wurde, und daß er sich auf die letzt in einer so bedenklichen Lage sah, daß er den Türken gewonnen Spiel geben, oder in irgend einem ausserordentlichen Hülfsmittel Rettung suchen mußte.

Dieses Hülfsmittel glaubte er in einem Schritt gefunden zu haben, den wohl nie ein Fürst gethan hat, ohne ihn schnell bereuen zu müssen.

Der drückenden Lasten müde, die ihm der Name eines regierenden Herrn auflegte, eben so überdrüßig der Bande, die ihn an eine Gemahlin fesselten, die er nicht mehr liebte, eilte er nach Prag zum Kaiser, und bat, ihn beyder zu entnehmen. Rudolf erstaunte über den ersten Theil der Forderung, und verwarf den andern ganz; doch seine Misbilligung minderte sich, da ihm seine Räthe die Sache aus einem andern Lichte zeigten. Bathori kam, dem Kaiser ein grosses schönes Fürstenthum in die Hände zu legen, und forderte dagegen nichts, als den Besitz zwey mäßiger Herrschaften nebst einer jährlichen Pension, die sich übersehen ließ; welcher Monarch hätte ein solches Gesuch von der Hand weisen sollen! — Man ward der Sache einig, Bathori bekam Oppeln und Raribor, und Rudolf machte Anstalten, Siebenbürgen in Besitz zu nehmen. Die Scheidung von einer österreichischen Prinzeßin würde etwas mehr Einwendung gefunden haben, aber die kaiserlichen Räthe, die sich, Gott weiß durch welchen Vortheil, bewogen, mit Bathoris Rathgebern in allem verstanden, wählten eine Stunde, da der Kaiser eben eine wichtige astrologische Berechnung zu endigen hatte, und er überließ ihnen alles. Es war auf einmal erwiesen, daß die Fürstin von Siebenbürgen ihren Gemahl nie mit Er-

ben erfreuen würde, und daß er also kein Recht habe, sich von ihr auf ewig zu trennen.

Wir glauben nicht, daß diese Dame, da es bey all ihrer stillen Sanftmuth nicht an Verstand und edeln Stolz fehlte, die Trennung von einem Gemahl, wie Bathori, schmerzhaft empfinden konnte. Die Welt kannte sie, und kannte den wunderlichen Fürsten von Siebenbürgen, und durch diese Kenntniß war ihre Ehre gesichert. Der Kaiser, ihr Verwandter, sorgte, als er einmal wieder von den Sternen zurückkam, daß es ihr nicht an standmäßigen Einkommen fehlte, sie blieb in dem Lande, dessen Fürstin sie nun nicht mehr war, und lebte unsers Erachtens glücklicher als Wittwe, denn als Bathoris Gemahlin.

Bathori hatte die Ruhe auf seinen neuen Besitzungen nicht ohne Rücksicht auf die geliebte Astrologie gewählt. Bey der Muse, die er nun hatte, glaubte er ungestört aus dem Becher einer Wissenschaft schwelgen zu können, die er für unerschöpflich hielt. Auch ließ seine immer rege Goldliebe ihn von Schätzen träumen, die, wie man ihn beredet hatte, in dem Schooße seiner neuen Herrschaften liegen sollten. Er war getäuscht in beyden. Oppeln und Ratibor machten ihn nicht so reich, als er gehoft hatte, und die unabläßige Muse ekelte ihn bald an. Die Sternkunde war ihm als tägliche Beschäftigung bey weitem das nicht, was sie ihm als abgestohlner Zeitvertreib gewesen war. Immer noch reizend, immer noch unerschöpflich war sie ihm, aber — wer kann sich ewig mit einer Sache beschäftigen.

Bathoris Kanzler, Johann Zamoscy, hatte Siebenbürgen verlassen, so bald der Fürst dem Regiment entsagt hatte. Zamoscy war dem Fürsten treue, er war sein Verwandter, und der übereilte Schritt, den er gethan hatte, war ganz ohne Rücksprache mit ihm geschehen.

Er lebte in Polen. Zu ihm flohe jetzt Bathori, klagte ihm die Reue nach der That, und erhielt nach einigen ernsten Verweisen die Einschläge, deren Ausführung umständlich zu beschreiben, die Gränzen dieser Blätter, und die Geduld unserer Leser überschreiten würde.

Bathori ward wieder Fürst von Siebenbürgen, fand schlechtes Glück, verglich sich von neuem mit dem Kaiser, wankte wieder und wieder, bis er sich endlich auf dem Punkte sah, wo er jetzt mit Gebharden zusammen traf, und sich mit Recht, so wohl als ihn, einen Fürsten ohne Land nennen konnte.

Sein Volk, das er so unüberlegt, so treulos verlassen hatte, litt am meisten durch seine Verirrungen. Siebenbürgen war ein beständiger Schauplatz des Kriegs. Der Kaiser hatte seine Rechte, die ihm Bathori zum öftern übertragen hatte, bald gegen den bald gegen jenen zu vertheidigen, der sich zum Fürsten von Siebenbürgen aufwarf; die Türken mischten sich mit ein, und das Volk, welches Bathori immer noch liebte, und welches es jetzt lebhaft fühlte, daß es ihm ehemals unter seiner Regierung besser gegangen

war als gegenwärtig, rufte ihn noch einmal herein, mit dem Angelöbniß, alles aufzusetzen, um nur ihn wieder zum Fürsten zu bekommen.

Wie konnte Bathori einem solchen Rufe widerstehen? Er kam, er ergriff die Waffen, er würde jetzt glücklich, und denn vielleicht klüger gewesen seyn, wenn ihm das Schicksal ehemals versäumte Stunden, ehemals vernachläßigte treue Diener nun hätte wiedergeben wollen; aber Johann und Michael Zamoscy waren jetzt nicht mehr, an ihrer Statt hatte sich ein Mann seines ganzen Zutrauens zu bemächtigen gewußt, der ihn verrieth. Sein General Moses Zäckler arbeitete, unter dem Vorwand seinem Herrn zu dienen, für sich selbst, er trachtete für sich nach dem Fürstenthum, und seine Treulosigkeit war es eben, was den unglücklichen Bathori jetzt nach Prag trieb, und ihn Hülfe bey dem Kaiser suchen machte, dem er so viel Verdruß und Unruhe verursacht hatte, und der ihm jetzt mit vieler Billigkeit das Gehör versagte.

Bathoris und Gebhards Lage, die so vieles unter sich gemein hatte, machte sie unzertrennlich, und brachte die Freundschaft, die bey ihrer ehemaligen Entstehung im Augustinerkloster, unter die allerkühl-

sten und alltäglichsten gehört hatte, zur schwärmerischen Hitze. Sie schwuren einander, in Zukunft jeder für den andern, so wie für sich selbst, zu arbeiten, und machten den Anfang damit, daß sie gemeinschaftlich auf Mittel sannen, wie sie den öftern Abweisungen zum Trotz, dennoch Gehör beym Kaiser erlangen wollten.

Bathori, der überhaupt mit Rudolfs Launen bekannter war, als Gebhard, wußte von seiner Neigung zum Besitz schöner Pferde, die er zwar fast nie gebrauchte, aber sehr gern sah, und von allen Orten um die theuersten Preise aufkaufte. Er hatte durch seine Leute erfahren, daß des Kaisers Geschmack in diesem Fach, der freylich, wie alle seine Phantasien, endlich zur Leidenschaft werden mußte, jezt die höchste Stufe erreicht habe, und daß er jede Stunde, die er den Sternen und dem Gottesdienst abbrechen konnte, anwendete, seine prächtigen Ställe zu besuchen.

Bathori hatte ein Gefolg um sich, das für einen flüchtigen Fürsten nicht klein war, sein übriger Aufwand war dem gleich, und er hatte besonders eine große Menge Pferde mit herüber gebracht, deren Nutzen und Gebrauch, bey seinem gegenwärtigen Zustande, niemand absehen konnte, wenn es nicht schon gleich anfangs sein Plan gewesen war, hier bey Rudolfen den Roßtäuscher zu machen.

Er veranstaltete, daß der Kaiser auf eine unverdächtige Art durch die dritte Hand Gelegenheit

erhielt, seine Stelle von Bathoris Vorrath um billige Preise zu bereichern, und als er endlich den fremden Kaufmann selbst zu sehen, und mit ihm zu handeln wünschte, so hatte dieser, was er wollte. Er las zwey türkische Pferde von seltner Schönheit aus, legte nebst Gebharden zu ihrem Endzweck dienende Kleider an, und verfügte sich nebst ihm an den Ort, wo man ihn hin beschieden hatte, und wo sie den Kaiser aus seinen Gallerien, die dorthin führten, bald auch eintreten sahen.

Die Geschichte sagt, daß damals beynahe das einige Mittel, den Lichtscheuen Kaiser zu sehen, die Verkleidung eines Roßtäuschers oder Reitknechts gewesen sey. Rudolf kam nach und nach hinter diese List, die manche brauchten, seinen Anblick zu gewinnen; die neugierigen Lauscher hatten sich nicht allemal klug genug bey ihrem angenommenen Charakter behaupten können, und es war nicht zu verwundern, wenn er bey Bathoris und Gebhards Anblick etwas ahndete, das er bey andern schon mehrmals gemerkt hatte. Die beyden Fürsten hatten vergessen, mit der Kleidung auch die Miene ihres Standes abzulegen, und sie stellten in der That, so wie sie hier vor Rudolfen standen, ein paar sehr seltsame, sich in ihren Theilen ganz wiedersprechende Figuren vor.

Des Kaisers Verdacht vermehrte sich, als Bathori die Pferde, um die er zu handeln begann, ihm

zum Geschenk anbot; und als er in diesem Augenblick den Geber besser fixirte, und die bekannte Gestalt des Fürsten von Siebenbürgen entdeckte, so fehlte nicht viel, daß die ganze List verunglückte, und die beyden Gehörsuchungen, so wie immer, mit dem bloßen Anschaun abgefertigt, sich entfernen mußten.

Rudolf wandte dem Fürsten voll Unwillen den Rücken; Bathori erkühnte sich, ihm nachzueilen; Gebhard, der wohl einsah, daß hier alles gewagt seyn mußte, folgte ihm, und da der Kaiser durch einen Zufall den rechten Eingang in seine düstern Labyrinthe verfehlte, wo er denen, die er vermeiden wollte, mit leichter Mühe hätte aus den Augen kommen können, so gelang es den beyden zudringlichen Fremdlingen endlich, ihn so weit zu bringen, daß er in einem kleinen Hofe, wohin man gerathen war, stehen, und sich nach ihnen umwenden mußte.

Mit Unwillen und einigen zornigen Worten, wie der Fürst von Siebenbürgen sie vom Kaiser erwarten konnte, fragte er, was Bathoris Begehren sey? — Bathori stellte ihm statt aller Antwort, Gebharden vor, und ließ Rudolfen glauben, wenn er es glauben wollte, daß dieser die einige Ursache seiner gegenwärtigen Zudringlichkeit sey.

Größere Ueberraschung kann man sich wohl nicht vorstellen, als diese, hier auf einmal zwey Fürsten vor sich zu sehen, die Rudolf hier am wenigsten hätte vermuthen sollen, und deren gemein=

schaftlicher Anblick dem Kaiser die seltsamste Erschütterung verursachen mußte. Wie ausgezeichnet waren beyde, in Rücksicht auf sich selbst, und wie viel mehr waren sie es, in Beziehung auf Rudolfen!

Alte Gespielen seiner Jugend, ehemalige Freunde, von den Sternen ehemals auf gewisse Art mit ihm in eine Reihe gestellt, denn so wunderbar von ihm getrennt, merkwürdige Beyspiele eines seltsamen Schicksals, merkwürdige Beyspiele von der Untrüglichkeit seiner Lieblingswissenschaften. — Den Fürsten von Siebenbürgen hatte er, seit der Trennung im Augustinerkloster, zu seinem Verdruß sehr oft gesehen, Gebharden nicht wieder, gleichwohl war die Aenderung in seinem Aeusserlichen nicht so groß, daß Rudolfen bey seinem Anblick nicht schnell das Bild seines ehemaligen Jugendgefährten hätte vor die Seele kommen sollen; eine Vorstellung, die ihn so mächtig faßte, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

Man sagt, ein Mitbürger aus unserm Vaterlande, der uns in der Fremde begegnet, wird uns auf einmal zum lieben Freunde, wie sollte nicht der, den wir einst in dem Zauberlande der Jugend kannten, mit allen lachenden Bildern, die sich an seinen Anblick ketten, uns in höhern Jahren willkommen seyn! Gebhard war Rudolfen im Augustinerkloster, besonders auf die letzt, nicht sehr theuer gewesen, sie waren mit vielem Kaltsinn damals geschieden; und doch be-

wegte sich sein Herz jetzt auf eine so sonderbare Art gegen ihn, daß er schnell den Unwillen, den er als Kaiser auf den abtrünnigen Sohn der Kirche haben mußte, herbeyrufen, um Gebharden wenigstens freundlich zu empfangen. — Er arbeitete unter den heftigsten Bewegungen, und konnte endlich sich kaum zu der kalten Frage, nach seinem Begehren, zwingen.

Wir wissen nicht, ob Gebhard gewahr ward, was auf den ersten Anblick zu seinem Besten im Rudolfs Herzen vorging, aber so viel ist gewiß, daß er, um diesen günstigen Eindruck noch einige Zeit zu unterhalten, nichts würksameres hätte ausdenken können, als die Antwort, die er ihm auf seine Frage gab.

Was mein Begehren an den Kaiser ist? wiederholte er mit einem Seufzer — Ach, es ist freylich lange, daß Rudolf und Gebhard sich zuletzt unter den Augen ihres gemeinschaftlichen Lehrers sahen, der Dinge, die das Andenken der damaligen Zeiten bey dem Kaiser auslöschen mußten, waren viel, sonst würde er sich noch so wohl, als ich, erinnern, mit was für Worten mich Marianus damals entließ, in was für Angelegenheiten er, mir damals gebot, mich an seinen Liebling zu wenden.

Sein Liebling? versetzte Rudolf, dessen Augen bey Marianus Namen noch feuchter wurden, ja, das war ich! — Aber in der That, ich habe verges-

sen, was er euch damals sagte. Wiederholt mir seine Worte; eine jede Sylbe, die aus seinem Munde ging, ist mir heilig.

Will Gebhard Rath bey seinem Lehrer holen, dies waren Marianus Worte, so wende er sich an Rudolf, den er ja wohl auf dem Kaiserthron zu finden wissen wird, dieser wird allemal wissen, wo ich bin.

Ach Gebhard, unterbrach hier Rudolf den Churfürsten, der noch etwas von seinem Zustande anhängen wollte, welcher ihn guten Raths so bedürftig machte. Ich habe den, nach dem ihr fragt, seit meiner Abreise aus Spanien, nicht wieder gesehen, und nun ist er Euch und mir auf ewig entrückt. Dort über den Sternen schwebt seine edle Seele! O nur eine Stunde, nur eine Stunde seines Umgangs! seines Unterrichts! niemand, selbst Tycho, kann mir denselben nicht ersetzen!

In dem Feuer, mit welchem Rudolf sprach, hatte er die Hand des Churfürsten ergriffen, und führte ihn mit sich unter den Bäumen hin, welche den Platz beschatteten. Der Spatziergang wurde eine lange Weile stillschweigend fortgesetzt, bis Gebhard sich erkühnte, noch eine Frage über den Tod des Philosophen zu thun; dieses zog aus dem Munde Rudolfs, welchen kindlicher Schmerz die kaiserliche Gravität auf eine Weile ganz vergessen ließ, eine lange Erzählung nach sich, welche Gebharder, der andere Dinge im Sinne hatte, in der That ein wenig ermüdete, und deren Ende er gern sah.

Es ist Zeit daß ich euch entlasse, sprach Rudolf zuletzt, ihr wisset jetzt, was ihr wissen wollet, wenn ihr nicht noch andere Dinge auf dem Herzen habt.

Ach gar viel hatte Gebhard auf dem Herzen, vom weisen Marianus reden zu hören, war er wahrlich nicht hieher gekommen; seine Gedanken drängten sich, und er ließ sie, da er des Kaisers Eil sahe, und kein Versprechen einer zweyten Audienz erhalten konnte, vielleicht nicht mit der schlauen Politik und all der Behutsamkeit laut werden, die man nöthig hatte, wenn man bey einem Fürsten, wie Rudolf, in seinem Gesuch glücklich seyn wollte.

Ein Wort, ein unvorsichtiger Ausdruck war es vielleicht, was den Kaiser aus seiner anfänglichen Laune brachte, und ihm Gebhards gegenwärtige Lage auf einmal im gehäßigsten Lichte darstellte. Rudolfs gütige Miene verfinsterte sich, es erfolgten Vorwürfe; die Vertheidigungen des Churfürsten machten es noch schlimmer, und er erhidt endlich die Weisung, sich zu entfernen, und mit dem, was über ihn in verschiedenen Reichstagen und Concilien beschlossen worden war, zufrieden zu seyn; wenn er nicht endlich der Stimme der Wahrheit Gehör geben, und in den Schooß der Kirche, die er freventlich verlassen habe, zurückkehren wolle.

Und weis mein Kaiser, versetzte Gebhard, was ich bey dieser Rückkehr aufopfern würde? — Nicht nur mein Glück, nicht meine Ehre, nicht meine

Hoheit, die man mir, wenn ich sie nicht mit dem Schwerde zu behaupten weis, doch wohl schwerlich wiedergeben würde! — —

Und was denn? fragte Rudolf mit Unwillen.

Den Besitz dieses Engels! versetzte Gebhard, indem er Agnesens Bild aus dem Busen zog, und es dem Kaiser darreichte, das Glück und die Ehre dieses Weibes, das mir alles aufopferte, und also auch wohl gleiche Opfer von mir verlangen kann.

Gebhard mußte in dem Augenblicke, da er einer der wichtigsten Unterhandlungen seines Lebens diese Wendung gab, wohl nicht recht bey sich selbst seyn. Agnesens hätte hier gar nicht gedacht werden müssen, wenn er ein günstiges Vorurtheil für sich, in dem Herzen des Kaisers, hätte erhalten wollen. Seine Vermählung gab seinem Uebertritt zum Protestantismus, in den Augen der ganzen Welt, einen falschen Anstrich, wie vielmehr in den Augen des strengen Rudolfs, des Eiferers in seiner Religion, des Mannes, der selbst die härtesten Kämpfe mit den gefährlichsten aller Leidenschaften gekämpft hatte, und von jedermann erwartete, er solle sie eben so besiegt haben, wie er sie besiegt hatte, oder besiegt zu haben glaubte.

Das Bild der Churfürstin, davon Gebhard meynte, es sollte seine beste Apologie seyn; und ihm Rudolfs Herz völlig gewinnnen helfen, ward gar nicht angesehen. Der Kaiser nannte ihn einen verliebten Thoren, und wandte ihm den

Rücken, und da Gebhard auf diesen wirklich etwas harten Ausdruck einige Gegenrede wagte, und Rudolfs Wink, sich zu entfernen, auf keine Weise verstehen wollte, so ergrif der Kaiser endlich Bathoris Arm, und eilte mit ihm nach den Gallerien, die sonst niemand an seiner Seite betreten durfte.

Bathori hatte während des langen Gesprächs mit Gebhard, das sich so unglücklich für denselben endigte, fast ganz unbemerkt dagestanden, und wenn der Kaiser in seiner Promenade mit dem Churfürsten bey ihm vorüber kam, kaum einen verdrießlichen Seitenblick erhalten. Jetzt half ihm Gebhards ungnädige Entlassung zu einem Glück, das er fast nicht mehr zu hoffen wagte, zu einer Privataudienz bey dem Kaiser, die von dem Monarchen selbst auf eine so gnädige Art eingeleitet ward, daß sich alles von derselben erwarten ließ.

Wir wissen selbst nicht, was dem Fürsten von Siebenbürgen, der im Grunde die ungnädigen Blicke des Kaisers weit mehr verdient hatte, als Gebhard, zu dieser glücklichen Wendung seines Schicksals verhalf, wenn es nicht eine Art von Uebereilung, von Seiten Rudolfs, war, der vielleicht in dem Unwillen über Gebhards Zudringlichkeit, nicht recht wußte, was er that, oder wenn nicht der Kaiser die Absicht hatte, den unglücklichen Churfürsten von Kölln, seinen Unwillen in dem Vorzug, den er einem andern gab, desto stärker fühlen zu lassen.

Bathori, überhaupt weit schlauer und weltkluger als Gebhard, und mit des Kaisers Launen nicht ganz unbekannt, hatte ihm die, in welcher er sich gegenwärtig befand, in den Fragmenten seines Gesprächs mit dem Churfürsten, ziemlich abgelauscht; und wußte sich bey der nunmehrigen Unterhaltung so klüglich nach derselben zu bequemen, daß er den Kaiser ganz für sich einnahm. Von Gebhard fielen nur einige wenige unwillige Worte von Seiten des Kaisers vor. Nach der Ursach von Bathoris Anwesenheit ward gar nicht gefragt. Marianus und die Astrologie waren der einige Gegenstand des Gesprächs; der Fürst brauchte seine Leidenschaft für diese verrätherische Kunst, die ihn so unglücklich gemacht hatte, nicht zu heucheln, er hing ihr noch immer mit ganzer Seele an, und wußte Rudolfen so viel darüber zu sagen, als ob er einig aus dieser Ursach nach Prag gekommen wäre, und sich die gegenwärtige Audienz nur darum, mit so vieler Mühe erzungen hätte, damit er dem Kaiser neue Supplemente zu den Wundern der Sterndeutekunst liefern könnte.

Dies war das rechte Mittel, Rudolfs Herz zu gewinnen.

Bathori war von diesem Tage an täglich bey Hofe, und ob er gleich für seine eigenen Angelegenheiten keinen weitern Vortheil erringen konnte, als den Besitz des Schlosses Lobkowitz, nebst einer sehr mäßigen Pension, so war er doch hierinnen immer weit besser daran, als der Churfürst, welchem gar nichts ver-

willigt wurde, und dem man ohne viel Umstände unter den Fuß gab, er möchte Prag, so bald als möglich, verlassen, und wenn er nicht zu jeder Aenderung entschlossen wäre, die man ihm vorschlagen würde, sich nie wieder mit einem Gesuch bey dem Kaiser melden.

Eine Audienz hatte Gebhard noch bey dem Erzherzog Mathias, der ihn so mild und freundschaftlich behandelte, wie es die liebenswürdige Gemüthsart mit sich brachte, die diesen Fürsten zum Abgott der ganzen Welt machte. Er that Gebharden, den er nicht wie einen Supplicirenden, sondern noch ganz wie einen Fürsten behandelte, zwey Vorschläge, die nicht hätten ausgeschlagen werden sollen: er schlug ihm vor, dem Churhut freywillig zu entsagen, und sich um das Bisthum von Strasburg zu bewerben, das kürzlich erledigt worden war, und bey welchem die meisten der protestantischen Domherrn würklich ihre Wünsche auf den unglücklichen Mann gerichtet hatten, er möchte nun von seinem eigenen Zustand halten was er wollte, schon von der ganzen Welt als ein Fürst ohne Land angesehen ward.

Gebhard war schwach genug, sich durch den klugen Rath des Erzherzogs halb beleidigt zu finden, und verwarf denselben sowohl als den zweyten, welcher darin bestand, sich irgend eine ungarische oder böhmische Herrschaft auszusehen, und sich auf ihn zu verlassen, daß er ihm dieselbe mit einer jährlichen Pension von funfzigtausend Dukaten verschaffen wollte.

Mathias zuckte die Achseln, daß Gebhard seine wahre Lage sogar nicht einsehen wollte, gern hätte er ihm auf irgend eine Art geholfen, wäre es auch nur aus alter Zuneigung für den geliebten Karl Truchseß gewesen, um dessen Ergehen er Gebharden angelegentlich befragte. Dieser beantwortete das letzte, indem er der Festung Bonn, die damals schon übergegangen war, und bey deren Vertheidigung er Karln noch beschäftigt glaubte, auf eine ziemlich großsprecherische Art gedachte, er beurlaubte sich darauf kurz, und der Erzherzog sah ihn an als einen Mann, dem nun nicht mehr zu helfen sey, indessen sich Gebhard durch seine Güte höchlich beleidigt fühlte, und ihn nicht ohne Unwillen verließ.

Bathori, der täglich um den unglücklichen Churfürsten war, that ihm bald noch einen andern Vorschlag, durch welchen er mehrere Ursache hatte, sich beschimpft zu glauben, und der ihm einen hellen Blick, sowohl auf den Charakter seines Freundes, als auf seine Meynung von seinem Zustand gewährte.

Bathori hatte das Bild der schönen Agnes damals als Gebhard es dem Kaiser zeigte, zuerst gesehen, und sich es nach der Zeit unzählich oft von ihm zeigen lassen. Er hatte sich ersten Blicks überzeugt, daß die Gemahlin seines Freundes, niemand anders sey, als die unbekannte Schönheit, die er ehemals unter dem Namen der Tochter Sankt Eulaliens geliebt und entführt hatte. Durch das öftere Anschauen dieses Wunderbildes war die alte Leidenschaft in seinem ver=

wahrloßten Herzen von neuem entglommen; und er hatte kein Bedenken getragen, endlich mit der Frage hervorzutreten, ob Gebhard ihm nicht den Besitz dieses Engels, gegen das Fürstenthum Siebenbürgen, überlassen wollte. Sie ist deine Frau, sagte er, ich weiß aus meinem Beyspiel, wie leicht und gern man sich von einer Gemahlin scheidet. Ich kann ihr, da es mir nicht an Geld und Gut fehlt, auf meinem Schloß ein glücklichers Loos verschaffen, als du in deinem Churfürstenthum, das nicht mehr dein ist. Sie wird lieber Fürstin Bathori, als Frau von Truchseß seyn wollen, auch denke ich ihr beständiger zu bleiben, als der österreichischen Maria. Du hingegen erhältst durch ein leichtes Opfer die Anwartschaft auf Siebenbürgen, das dich, wenn ich dich empfehle, gern an meiner Statt aufnehmen wird, und dessen Besitz du dir leicht, mit den Waffen in der Hand, erhalten kannst.

Es lag doppelter und dreyfacher Unsinn in diesem Vortrage, Gebhard fühlte nichts in demselben als die beleidigung, und antwortete dem Fürsten ganz mit der Verachtung, die er verdiente. Man schied von einander mit dem höchsten Unwillen, der, auf Gebhards Seite, nahe an Wuth gränzte. Voll Verdruß, sie hier nicht so äußern zu dürfen, als er gewollt hätte, voll Unmuth über den wenigen Vortheil, den er von dieser Reise gehabt hatte, und voll Zorn auf die Gestirne, die ihn zu derselben verleitet hatten, verließ er Prag, und langte bald in den Ge-

genden an, wo neue Kränkungen von der bittersten Art auf ihn warteten.

Der unglücklichste Schritt, den Gebhard zu dieser Zeit hätte thun können, war die nutzlose Reise nach Prag gewesen, von welcher er nun zurückkam. Er hatte seine Angelegenheiten in Händen gelassen; die sie theils nicht glücklich durchführen konnten, theils nicht wollten. Böse Zeitungen flogen ihm, so wie er dem Schauplatz seines Unglücks näher kam, von allen Seiten entgegen. Die Exkommunikation des Pabsts, von welcher man bisher nur noch geredet hatte, war öffentlich bekannt gemacht. Eine entscheidende Schlacht wider den Herzog von Lauenburg war verloren, und obgleich dieser hämische Feind des Churfürsten seinen Endzweck durch diesen Sieg nicht erreicht hatte, sondern sich gefallen lassen mußte, daß Herzog Ernst von Bayern den Churhut erhielt, auf welchen er gehoffet hatte, so ward doch Gebhard dadurch nichts gebessert, sondern er war und blieb der Ehre entsetzt, die er, allen bösen Aspekten zum Trotz, zu behaupten gedacht hatte.

Die schmerzlichste Post war ihm der Uebergang von Bonn, und die unglückliche Belagerung von Godesberg. Er hätte nicht geglaubt, noch heftiger zu Boden geschlagen werden zu können, wenn er nicht in der nächsten Stunde den Todesstreich, durch die

bestätigte Nachricht, erhalten hätte, daß sein Bruder, der edle Karl Truchseß, tod, und seine Gemahlin, nach der Eroberung der Festung, wo wir sie verlassen haben, wahrscheinlich in die Hände seiner Feinde gerathen sey.

Gebhard hatte sein Liebstes auf der Welt, seine Agnes in einer Festung, welche damals für unüberwindlich gehalten wurde, ganz sicher geglaubt, auch würde sie es vielleicht gewesen seyn, wenn nicht jener schreckliche Zufall, dessen wir im Vorhergehenden gedacht haben, sie ihres tapfern Beschützers, des alten Generals von Mannsfeld, beraubt hätte; er litt noch einige Tage an der Zerschmetterung seines Schenkels, und starb dann in den Armen der unglücklichen Churfürstin, die hier alle Standhaftigkeit zusammen nehmen mußte, um nicht durch den letzten Streich, den ihr das Schicksal, wie sie glaubte, versetzen konnte, ganz zu Boden geschlagen zu werden. Ach, sie glaubte, dies sey das härteste, was ihr jetzt wiederfahren könnte, von andern Seiten hielt sie sich sicher, da doch das Unglück auch daher mit aller Macht auf sie eindrang.

Der sterbende General suchte seine trostlose Nichte durch Worte aufzurichten, die nach seinem Urtheil einiges Gewicht hatten. Er nannte ihr, da er zu schwach war, viel und zusammenhängend zu sprechen, oft die Festung Bonn und ihren tapfern Vertheidiger, Karl Truchseß, seine Meynung war ohne Zweifel, daß Agnes

nes nach seinem Tode Godesberg verlassen und nach Bonn fliehen, oder hier sich Karls Schutz anvertrauen sollte; ach, er wußte nicht, daß die erzbischöfliche Residenz schon damals in der Gewalt des Herzogs von Bayern war! Agnes, der man dieses nicht hatte verschweigen können, weinte bey dem Trost, den der Sterbende für sie aus dieser Gegend hernahm, aber sie hütete sich, seine letzten Stunden durch die Nachricht zu trüben, daß auch hier alles für sie verloren sey, daß Karl, durch Verrätherey genöthigt, die Stadt habe übergeben müssen, und sich jetzt als ein Kriegsgefangener in der Gewalt des Eroberers befinde.

Agnes wußte, daß er in keine unedeln Hände gefallen war, wußte, daß besonders der Erzherzog Ferdinand sich seiner annehme, und ihm baldige Freyheit versprochen habe, und hierauf baute sie noch einige Hofnungen, auch erwartete sie täglich Nachrichten von ihrem Gemahl, aus Westphalen, aber ach, all diese morschen Stützen, an welchen sich die Hülflose aufrecht zu halten strebte, sollten sinken, sinken an einem Tage.

Karl Truchseß befand sich in der That unter dede Schutz des Erzherzogs Ferdinand so wohl, als es bey seinen Wunden und dem Gram über die zu Grunde gehende Hoheit seines Hauses möglich war. Er würde genesen seyn, würde dem Glück seines Bruders wieder empor geholfen, würde wenigstens

die geliebte Agnes gerettet haben, wenn nicht hier der Tod im Verborgenen auf ihn gelauert hätte, der ihm, seit den siebenbürgischen Händeln, immer auf den Fersen gewesen war; ein grausamer meuchelischer Tod, dessen Pfeil ihn ungewarnt und ohne Rettung treffen sollte.

Karl hatte sich, bey seinem Aufenthalt in Siebenbürgen, durch seine edle uneigennützige Freundschaft gegen Bathori, viel Feinde gemacht, die ihm weil sie noch fernere Zernichtung ihrer Anschläge von seinem Leben fürchteten, den Untergang geschworen hatten. Karl, der in seinem eigenen Hause jetzt genug zu thun fand, hätte wahrscheinlich an die siebenbürgischen Kabalen und ihre Zerstörung nicht wieder gedacht, aber er sollte jetzt sowohl für das büßen, was er bereits gethan hatte, als was man noch von ihm fürchtete.

Eines Morgens lag er wachend auf seinem Zimmer, wo ihn der Erzherzog Ferdinand eben besucht hatte; einige Nebenzimmer waren geöfnet, um ihm von seinem Lager die Aussicht ins Freye zu verschaffen. Er genoß der lieblichen Kühlung der Luft, die ihm wohl that, und achtete nicht auf das, was auf dem Walle vorging, auf welchen die Fenster des geöfneten Kabinets hinaussahen. Plötzlich fiel ein Schuß, und Hut und Degen, welche über seinem Bette hingen, wankten und fielen herab; Karl, nicht ohne Empfindungen des Schreckens, richtete sich auf und grif nach der neben ihm stehenden Glocke, seinen Kammer-

diener zu läuten, aber ehe dieser noch hereintrat, hatte schon eine zweyte besser gerichtete Kugel, Karls Heldenthaten ein Ende gemacht, und der erschrockene Diener fand seinen Herrn mit dem Tode ringend. der rechte Schlaf war zerschmettert; alle Hülfe kam zu spät, und der Mann, auf dem Gebhards und Agnesens Glück noch fast allein sich stütze, hauchte den letzten Seufzer aus.

Man denke sich das Entsetzen, das diese That erregte, und alle die fruchtlosen Nachforschungen nach dem Thäter, so gut man kann, und erlaube uns nach der verlassenen Churfürstin nach Godesberg zu eilen welche die Post von diesem schrecklichen Vorgange die ihr Ohr nicht verfehlte, auf dem Krankenlager fand, wohin sie die Leiden an dem Sterbebette ihres Oheims, mit tausendfachen Beängstigungen und Schrecknissen verbunden, endlich gestreckt hatten. Godesberg war damals schon belagert, der tapfere Officier, der, wie wir schon erwähnt haben, die Stelle des nun verstorbenen Generals vertrat, hatte sein Leben in einem der ersten Angriffe verloren. Die Festung vertheidigte sich nur noch schwach, die Besatzung bey welcher aus Mangel eines rechten Oberhaupts, tausend Unordnungen vorfielen, schrien nach Geld, welches nicht vorhanden war, und sprach von Uebergabe, welche die schwache Agnes nur noch durch Nennung des Namens Karl Truchseß aufhielt. Jedermann respektirte diesen Helden, jedermann hofte mit der unglücklichen Churfürstin, er werde nun bald

erscheinen, und den Sachen eine andre Wendung geben, so viel wußte man, daß er von dem großmüthigen Ferdinand die Erlaubniß erhalten hatte, sich unmittelbar nach seiner Genesung nach Godesberg zu begeben, seine verlassene Schwägerin von da davon zu führen, und andre für Gebharden nicht unvortheilhafte Vorkehrungen zu treffen, aber ach, statt des gehoften Helfers kam die Post von seinem Tode!

Agnes, welche an dem nehmlichen Tage auch die Nachricht erhalten hatte, daß von der Hülfe ihres Gemahls, der eben damals auf seiner unnöthigen Pragerreise begriffen war, nichts zu erwarten sey, fiel bey der Schreckenszeitung, Karl sey ermordet, in eine gänzliche Bewußtlosigkeit. Mehr konnte ihre matte Seele nicht ertragen; das volle Gewicht der Leiden mußte sie endlich zu Boden drücken.

Man kam unablässig in ihr Vorzimmer, Verhaltungsbefehle zu holen, ihre Damen, deren Anzahl sich jetzt bis auf zwey vermindert hatte, konnten keine andre Antwort geben, als daß sich der Zustand ihrer Gebieterin von Stunde zu Stunde verschlimmerte. — Von diesem Augenblick an betrachtete man die unglückliche Fürstin als eine Sterbende. Man liebte sie nicht, weil sie die Forderungen des Kriegesvolkes nicht befriedigen konnte, und war also froh, mit ihrem Tode die Vertheidigung ihrer Sache ganz aufgeben zu können.

Godesberg hatte sich zu lang vertheidigt, und seinen Angriffen zu viel Blut gekostet, als daß es bey

der Uebergabe allzu vortheilhafte Bedingungen hätte hoffen können. Es war viel von der Wuth der erbitterten Soldaten zu fürchten. Die vornehmste von Agnesens Frauen, die unter den Officiers der Besazung einen Verwandten hatte, der ihr Gelegenheit zur Flucht oder Verbergung anbot, überwand sich nach einem kleinen Kampfe, ihre Gebieterin zu verlassen, die ja als eine Sterbende, — so überredete sie es sich — von ihrem Gehen oder Bleiben keinen Vortheil haben, und überhaupt durch den Tod nun bald alles Jammers befreyt werden würde. — Noch einmal schlich sie sich hinein, kniete an Agnesens Bette, drückte auf ihre kalte Hand einen heuchlerischen Kuß, und verließ die unglückliche Fürstin, unter den Händen der einigen Freundin, die sie nun noch übrig hatte, einer alten Dame, die Agnesen unter ihren Augen hatte erwachsen sehen, und die sie stark genug liebte, um sie auch im Tode nicht zu verlassen.

Die Frau von Welltrop, so hieß die edle Seele, deren Namen die Sage nicht vergessen darf zu nennen, hatte sich in alles ergeben, was nun erfolgen konnte, und sich mit aller Standhaftigkeit gerüstet, um die Schrecknisse, die sie schon jetzt umschwebten, zu ertragen. Die traurige Stille des Krankenzimmers, wo kein andrer Laut zu hören war, als Agnesens schwaches Röcheln, ward von Zeit zu Zeit durch fernes Kriegsgetös unterbrochen, das sich die beängstigte Hörerin, die durch die schreckliche Ungewißheit doppelt litt, nicht zu erklären wußte. Dies sollte

friedliche Uebergabe der Festung seyn, und gleichwohl hörte schon seit einer Stunde das Kanoniren nicht auf. Wilde Stimmen brüllten, Waffen klirrten, Steine, wie von einstürzenden Gebäuden, prasselten, und machten, daß der Theil der Festung, wo Agnes lag, so abgelegen er auch von dem Schauplatze der Gewaltsamkeit war, unaufhörlich wie vom Erdbeben zitterte.

Die Kranke, von Zeit zu Zeit aus dem schweren todähnlichen Schlummer, in dem sie lag, aufgeschreckt, fühlte doppelte Leiden; die Augen ihrer treuen Wärterin hingen mit Wehmuth an ihr, und ihre Thränen schienen zu wünschen, daß der Seufzer, der sich jetzt aus ihrer beklommenen Brust hervordrängte, der letzte seyn möchte.

Das Vorzimmer der Churfürstin war jetzt schon seit mehrern Stunden ganz leer gewesen, und auf den Gallerien, die zu demselben führten, hatte sich kein Laut hören lassen. Jetzt nahte sich es auf einmal wie der Fußtritt eines einzelnen Mannes, und die Thüren flogen nach einander mit mehrerm Geräusch auf, als man sich sonst in der Nähe einer so kranken Person zu erlauben pflegt. Die gegenwärtigen Umstände verstatteten keine Schonung, doch konnte sich die Frau von Welltrop, die dem Kommenden mit Angst entgegen sah, und jetzt mit einiger Beruhigung einen Bekannten in ihm erblickte, sich nicht enthalten, eine Stillschweigen bittende Miene zu machen.

Der Eintretende war ein junger Officier, den das Getümmel, aus welchem er kam, und die Botschaft, die er brachte, wohl wegen seiner Uebereilung entschuldigen konnte.

Ich bitte euch, Herr von Rietberg, flüsterte die alte Dame, bedenkt wo ihr seyd, und raubt unserer unglücklichen Gebieterin nicht noch den letzten Trost im Stillen zu sterben.

Ach, antwortete Rietberg mit möglichst gemilderter Stimme, hier ist weder Verzug noch Behutsamkeit möglich, wenn Rettung geschehen soll. Es ist doch bey Gott unverantwortlich, die Fürstin sey dem Tode so nahe als sie wolle, daß wir sie hier von den einstürzenden Mauern begraben werden lassen.

Gerechter Gott, mein Sohn, was meynt ihr?

Die Wütriche, die nun Meister von der Vestung sind, wollen ihre tolle Rache, da Blutvergiessen ihnen verboten ist, an den toden Steinen auslassen. Die südliche Bastey, an welcher sich so mancher von ihnen den Kopf zerschellt hat, ist nieder, und alles Geschütz ist nun auf den schwarzen Thurm gerichtet, unter dessen Trümmern wir alle begraben werden, wenn wir hier noch einen Augenblick versäumen. Ich sah wie ich davon kam, euch zu warnen, und die Fürstin zu retten.

Aber Gott, was sollen wir thun?

Laßt uns die Kranke in ihre Bettdecken hüllen, und sie davon bringen so gut wie können. Weg zu weiterer Flucht, oder Verbergung muß sich denn schon finden.

Hier war keine Zeit zu Bedenklichkeiten, denn das Brüllen des Geschützes ließ sich schon von neuem und weit näher hören. Agnesens Retter verhüllten ihre Kranke so gut sie konnten, und brachten sie, da sie dem langen Wege über die Gallerien nicht trauten, durch ein Fenster davon, das, weil dieser Theil des Schlosses in den Felsen hineingearbeitet war, mit dem Erdboden gleich ging, und ihnen einen ziemlich sichern Weg nordwärts bergab durch niedriges Nadelgehölz gewährte.

Sie ruhten nicht eher, bis sie den Absatz des Felsens erreichten, wo der verstorbene General den Pulverbehälter anlegen ließ, dessen erster Gebrauch ihm das Leben kostete. Die Spuren der damahlichen Verehrung waren noch kenntlich, und die Frau von Welltrop schauerte in sich zurück. Aber hier war Sicherheit, und man konnte nicht lange wählen.

Während Agnesens treue Freundin Anstalt machte, ihr nach der Gelegenheit des Orts ein bequemes Lager zu geben, und sie ein wenig zu erquicken, suchte Rietberg den nördlichen Weg von dem Felsen vollends herunter, und versprach, bald mit besserer Hülfe wieder da zu seyn.

Er hielt Wort, und war, ehe die Nacht völlig einbrach, mit der Nachricht vorhanden, wie er nicht allein einen bequemen unbewachteu Pfad ins Thal hinab gefunden, sondern auch einen Bauerwagen mitgebracht habe, die Flucht vollends auf eine unverdächtige Art fortzusetzen.

Und wohin? fragte die beängstigte Welltrop. —

Zur Frau von B * * * meiner Schwester, antwortete er, sie wohnt in Lippstadt, und wird sich freuen, etwas zur Sicherheit unserer guten Fürstin beyzutragen.

Ach wollte Gott! schrie die alte Dame? Wollte Gott, daß meine Agnes zu retten wär! — Einige Hofnung dazu lebt bey mir auf! Sie hat in eurer Abwesenheit zweymal die Augen aufgeschlagen, weniger geröchelt und einmal so gar gefragt: wo sie sey und was für wunderliche Dinge mit ihr vorgenommen würden. Ich habe ihr geantwortet: das Fieber sey so reich an seltsamen Phantasien, sie sollte sich befriedigen, und alles mir überlassen. Gott sey dank! jetzt schläft sie, und wie ihr sehet ziemlich ruhig. Wär es nicht Grausamkeit, einen solchen Schlaf zu unterbrechen?

Rietberg wagte es noch eine Stunde zu verziehen, bis man aus Furcht vor der einbrechenden Nacht sich endlich doch entschloß, die Fürstin schlafend, wie sie war, den Fels hinab zu bringen, und sich nebst

ihr der Treue des wartenden Fuhrmanns anzuvertrauen, welcher durch eine mäßige Geldgabe gewonnen, nicht groß fragte, was für eine Reisegesellschaft er aufgenommen hatte.

Der Weg nach Lippstadt ward sowohl wegen der Kranken, als wegen der Gefährlichkeit der Wege sehr langsam fortgesetzt. Agnes erholte sich verschiedenemal auf denselben zu völligem Bewußtseyn, und ließ sich auf die letzt nicht mehr ganz mit dem Vorgeben befriedigen, daß alle die neuen Gegenstände, die sie umringten, bloße Fieberphantasien seyen. Man gestand ihr endlich ein, daß sich grosse Veränderungen mit ihrem Schicksal zugetragen haben, deren völlige Kenntniß man ihr an dem Orte der Sicherheit versprach, der nun bald erreicht seyn würde.

Der Einfall war gut; böse Zeitungen hören sich noch am erträglichsten im Schooß hülfreicher Freundschaft; ihr süsser Zuspruch, die zum Schutz dargebotne treue Hand, lindert viel von den Schrecknissen des Unglücks, und wo sie zu würklicher Hülfe zu schwach ist, da läßt sie wenigstens Hofnungen aufgehen, die uns bis zum Eintritt besserer Zeiten aufrecht erhalten.

Diese treue, obgleich zu völliger Hülfe ganz unfähige Freundschaft fand Agnes in dem Hause, wohin sie der junge Rietberg gebracht hatte. Sie empfand die Erquickung zärtlicher Pflege, noch ehe sie dieselbe zu erkennen vermochte, und als sie sich nach einigen zu Lippstadt zugebrachten Tagen besser erholte, und ihr Herz zu fragen begann: wo bin ich? und welche Hand ists, die meiner pflegt? da fand sie die Antwort in ihrem Gedächtniß, das sich bey dem Anblick einer jungen schönen Frau, die immer um ihr Lager beschäftigt war, schnell eine alte Klosterfreundin zurück rief, und ihr den Namen Lucie nannte.

Lucie! meine Lucie! rief Agnes, bist du es, die ich vor mich sehe? Bist du es, die der Verlassenen Hülfe leistet?

Lucie küßte die Hand der Churfürstin, und bemühte sich Thränen zu unterdrücken, welche ihr bey dem Gedanken in die Augen kamen, daß die geliebte Gräfin von Mannsfeld in einem Zustande seyn sollte, der sich würklich ihrer Hülfe bedürftig machte.

Lucie war vermählt, vermählt an einen edeln Mann, dessen sich der Leser vielleicht noch aus dem Anfang dieser Blätter erinnern wird.

Ihr Briefwechsel mit dem gelehrten Mönch aus dem köllnischen Kloster, dessen erste Veranlassung Gebhards und Agnesens Schicksal war, wurde

nach der Zeit aus eigenem Antrieb fortgesetzt, und man schätzte sich, man liebte sich, ohne einander zu kennen. Der Herzog von Lauenburg, welcher gern jedermann zu Gebhards Nachtheil in seine Kabalen gezogen hätte, versuchte seine arglistigen Künste auch an den Mönchen des Klosters, in welchem der Herr von B * * * lebe, der den Lesern unter dem Namen des Bruders Johann bekannter seyn wird. Auf diesen treuen Freund Gebhards war sein besonderes Augenmerk gerichtet, und es fehlte nicht an glänzenden Versprechungen, ihn auf Lauenburgs Seite zu bringen. Von ihm, der Gebhards Busenfreund gewesen war, hofte man viele Nachrichten zu erhalten, die zum Untergang des unglücklichen Fürsten gereichen konnten.

Kaum ist es nöthig zu sagen, wie sehr der Mönch die Anerbietungen des grossen Domherrn verachtete, hätte er auch Gebharden nicht geliebt, so würde er doch seinen Feind gehaßt haben, und weder Gold noch die höchsten Ehrenstellen, zu denen man ihm Hofnung gab, würden ihn der Redlichkeit untreu gemacht haben. Er sah indessen je länger je mehr ein, daß er sich durch seinen festen Gang auf dem Wege der Rechtschaffenheit hier Feindschaft zuziehe, und daß es seine Sicherheit so sehr als sein Gewissen nothwendig mache, Kölln zu verlassen, und endlich mit den Grundsätzen öffentlich hervorzutreten, welche er für sein zartes Gefühl schon zu lang in seinem Herzen verholen hatte.

Er verließ das Kloster, und eilte nach Lippstadt, daselbst ein öffentliches Bekenntniß seines Glaubens abzulegen. Lucie, die schon seit länger als einem Jahre von einer protestantischen Verwandtin aus dem Kloster abgeholt worden war, lebte hier an ihrer Seite, und bekannte sich zu der Kirche, zu welcher sich diese bekannte; wie hätte sie so lang Johannes Korrespondentin seyn können, ohne davon überzeugt zu werden, wovon er überzeugt war.

Man sahe sich hier durch Zufall, man gefiel sich, man fand etwas bekanntes in dem Namen, und als auf Untersuchung der ehemals gepflogene, jetzt seit geraumer Zeit unterbrochene Briefwechsel zum Vorschein kam, so ward das freundschaftliche Einverständniß vollkommen. Alte Gefühle wurden erneuert und erhöht, bis endlich das glücklichste Ehebündniß zu Stande kam, das je in den sichern Regionen des Mittelstandes geschlossen wurde.

Agnes genoß in dem Hause ihrer Freundin, und des Freundes ihres Gebhard, alles Glück, dessen ihr verlassener Zustand fähig war. Neue Hofnungen gingen ihr auf, als sie erfuhr, daß ihr Gemahl, von dem sie so lang nichts vernommen hatte, wieder sichtbar sey, und nicht ohne Hofnung eines glücklichen Erfolgs sich rüste, seinen Feinden entgegen zu gehen. — Von diesem letzten Streiche erwartete sie alles, erwartete mehr als sie erwarten sollte.

Ihre Wirthe, welche weiter sahen als sie, sagten ihr unaufhörlich von der Trüglichkeit ihrer Erwartungen vor, und bemühten sich, ihr die Aussicht auf den Verlust ihrer Hoheit, und auf die Rückkehr in eine niedere Sphäre, die doch das wahrscheinlichste war, was sie vor sich hatte, erträglich zu machen. Auch wußte Agnes wohl, wußte es an Luciens Beyspiel, daß man eben nicht die Gemahlin eines Fürsten zu seyn braucht, um die höchsten Glückseligkeiten der Erde zu geniessen; — aber — der Glanz und die Grösse, die man einmal besessen hat, verleugnet sich sehr schwer, und Agnes blieb dabey, den Namen einer Churfürstin von Kölln, den simpeln Titel einer Frau von Truchseß vorzuziehen. —

Ihre Wahl würde auch hiebey sehr wenig gethan haben, denn Gebhard stand schon in voller Rüstung, Herzog Ferdinanden gegenüber, seine Rechte zu vertheidigen, und den Verlust seines Bruders und seiner Gemahlin an denenjenigen zu rächen, denen er denselben unverschuldeter Weise zuschrieb. Ach hätte er gewußt, wo Agnes sey, und wie wenige Meilen ihn von ihr trennten, dies würde neuen Muth in seine Seele gegossen, und das Schwerdt in seinen Händen unüberwindlich gemacht haben. Aber es war unmöglich, ihm etwas von dem Zustand seiner Gemahlin wissen zu lassen. Gefahren lauschten auf allen Seiten, und machten, daß man jeden Schritt, den man vorhatte, mehr als zweymal bedachte, ehe man wagte, ihn zu thun.

Agnes erfuhr die Unsicherheit der damaligen Zeiten selbst im Schooße der Ruhe und Dunkelheit, den sie sich zum Zufluchtsorte gewählt hatte. Niemand kannte sie in Lippstadt, aber theils um noch unbekannter zu bleiben, theils wegen ihrer Gesundheit, die noch etwas schwach war, entschloß sie sich mit Lucien auf ein kleines Landgut zu gehen, das der Herr von B*** sich in der Nähe der Stadt gekauft hatte; aber hier war es eben, wo neue Gefahren sie bedrohten, sie aus dem Arm der Freundschaft rissen, und zum zweytenmal zur Flüchtigen machten.

Auf einem einsamen Landschlosse, das eben nicht reich an den Sinnen schmeichelnden Veränderungen ist, bekommt eine Fürstin sehr leicht Langeweile, und diese bringt oft Beschäftigungen zum Vorschein, auf die man sonst nimmer gefallen seyn würde. Bey Agnesen war es blos das Andenken fast ganz vergessener Freunde, das sich ihr bey der Muse des Landlebens aufdrang, und sie zu einem Schritt verleitete, welcher, so unbedeutend er war, doch Ursach, Störung ihrer Ruhe wurde.

Sehr oft handelten ihre Gespräche mit der Frau von B*** von den ehemals zusammen im Kloster verlebten Tagen. Alle alte Klosterfreundinnen wurden ins Gedächtniß zurückgerufen, und ihre Schicksale gemustert, und daß die Prinzeßin Anna, und

die Gräfin von Isenburg hierin keine von den letzten waren, das läßt sich aus den engen Banden schliessen, mit welchen sie sich ehemals an Agnesens und ihre Freundin knüpften.

Agnes gab in den Urtheilen, welche über das Glück gefällt wurden, das jede von vier jungen Personen, die damals auf einem Punkte zu stehen schienen, gefunden hatte, immer Sidonien den obersten und sich selbst den untersten Platz, da hingegen Lucie sich das Vorrecht nicht rauben lassen wollte, unter allen die glücklichste zu seyn, und — vielleicht blos um Agnesen ihren Zustand nicht gar zu schwarz zu machen, — die Prinzeßin Anna für die unglücklichste rechnete, die durch den unverantwortlichen Eigensinn des Kaisers, ewig die Braut ihres Geliebten blieb, ohne jemals seine Gemahlin zu werden.

Lucie mochte in der Schätzung ihres eigenen Glücks recht haben, in Ansehung des Unglücks sahen wir uns genöthigt, der armen Agnes nach ihrer eigenen Einsicht den Vorrang zu geben, auch hat dieses kleine freundschaftliche Geschwätz der beyden Damen nichts weiter auf sich, als daß es uns Gelegenheit giebt, dem Leser zu sagen, wie eigentlich Sidonie der Churfürstin wieder in den Sinn kam.

Sie sprach jetzt mit der Frau von B*** so viel von ihr, daß sie sich weder wachend noch schlafend von ihrem Andenken losreissen konnte, und endlich

lich beschloß, an sie zu schreiben. Der letzte Brief, den sie an sie abzulassen gesonnen war, war derjenige, bey welchem sie Lady Gordon ehemals überraschte, und der auf ihrem Pulte unvollendet liegen blieb. Daß sie nie eine Antwort auf denselben erhalten hatte, schrieb Agnes dahin, daß er wohl nicht zu ihren Händen gekommen wär; aber sie irrte hierin: der General Mannsfeld hatte ihn richtig bestellen lassen, und Sidoniens Stillschweigen hatte seine andern Ursachen.

Die Gräfin von Isenburg gehörte unter diejenigen Charaktere, die sich mit jedem halben oder ganzen Jahrzehend einmal ändern, und auf welche besonders das Lächeln des Glücks einen nachtheiligen Einfluß hat. Daß Sidonie schon in ihren ersten Brauttagen mit dem geliebten Salentin gegen Agnesen nicht ganz mehr dieselbige war wie ehemals, muß dem Leser bey einiger Aufmerksamkeit in die Augen gefallen seyn. Der letzte Abschiedsbrief an die damalige Gräfin von Mannsfeld, war ihr gleichsam wie abgedrungen, und sie konnte es ihr immer noch nicht vergeben, daß sie ihr um desselben willen einige Stunden süsser Träumereyen hatte aufopfern müssen.

Agnesens halb vollendeter Brief, den sie, wir wissen durch welchen Zufall erhielt, verschlimmerte die Sache; Sidonie verstand ihn ganz natürlich an den wenigsten Stellen, weil ihm der Schluß fehlte. Diesen

Mangel hielt sie, aufs gelindeste genommen, für Mangel an Ehrfurcht, den sie, die Gemahlin eines fürstenmäßigen Herrn, von einer Agnes, damals noch einem Fräulein von unbestimmten Glück, in sehr hohen Grad zu fordern geneigt war.

Der Unwille, den sie wider ihre unschuldige Freundin gefaßt hatte, ward in der Folge durch die wunderlichen Gerüchte gerechtfertigt, durch welche damals die Verläumdung, Bothwells und Bathoris Namen, in Agnesens Geschichte verwebte. Wie abgeschmackt, wie unüberlegt, wie leicht zu vernichten diese Sagen waren, sahe schon damals fast ein jeder ein. Sidonit, welche zu jener Zeit eben im Begriff war, mit ihrem Gemahl eine Reise nach Frankreich zu thun, sahe nichts als die Schuld der Freundin, auf welche zu zürnen sie gern ein Recht haben wollte.

So nahm sie eine Menge gehäßiger Vorurtheile gegen die unschuldige Agnes mit sich in das Ausland, die nach einigen Jahren bey ihrer Rückkehr neue Nahrung erhielten. Gebhard war Churfürst von Kölln geworden; Sidonie brüstete sich mit dem Wahne, sie habe hiebey viel gethan; Gebhard wußte hievon nichts, und dachte also nicht daran, ihr als seiner Beförderin zu danken. — Agnes war seine Gemahlin geworden; Sidonie hatte sie hievor als ihrem höchsten Unglück gewarnt, man hatte also ihren Rath verschmäht, und Sido-

nie war eine von den Personen, welche ihre Rathschläge gern als unumschränkte Befehle befolgt wissen wollen; hier lag der Hauptgrund von ihrem Verdruß wider die Churfürstin von Kölln, welche sie nicht ohne Unmuth auf diese Art konnte nennen hören, und deren gegenwärtige Erniedrigung sie, als einen Beweis von der Wahrheit ihrer Worte, nicht ganz ungern sahe.

Sidoniens Widerwillen gegen Gebhard und Agnesens zu vermehren, mußte es noch geschehen, daß ein aus Frankreich mit ihr herübergekommener witziger Kopf, ein Epigramm auf die Churfürstin von Kölln sagte, in welchem er Salentin und Gebhard, welche beyde die Liebe in dem heiligen Purpur verbargen, in eine Reihe setzte, und halb und halb zu verstehen gab, daß der letzte das Beyspiel von dem ersten zu einem Schritt genommen hätte, welchen ausser ihnen beyden noch keiner der geistlichen Fürsten wagte. Das Epigramm des Franzosen war lahm und schwerfällig; niemand konnte auf den Einfall kommen, Gebharden mit Salentin, der seiner Religion treu blieb, der nie an die unmögliche Vereinigung des geistlichen Fürstenhuts mit dem Ehestande gedacht hatte, in eine Klasse zu setzen; demohngeachtet machte diese Sache einen fürchterlichen Eindruck auf Sidonien, die von diesem Augenblick an Agnesens heimliche Feindin ward, und also den Brief, der jetzt an sie geschrieben wurde, unmöglich mit dem Herzen aufnehmen konnte, welches in ihrer unschuldigen Freundin in die Feder sagte,

Es ist eine Schwachheit guter Seelen, ihre Freunde nach Jahren noch für die nemlichen zu halten, die sie im Augenblick des Abschieds waren; auch Agnes fiel in diesen Fehler. Ihr Schreiben an Sidonien war so lang und so herzlich, wie sie sie bey dem ehemaligen kurzen Trennungen im Kloster, an sie abzulassen pflegte. Ihre ganze Seele strömte sich in denselben aus. Den Anfang machten einige zärtliche Vorwürfe gegen sich selbst, eine Freundin wie die, an welche sie schrieb, so lang vernachläßigt zu haben, hierauf Andenken an vergangene Zeiten, mahlerische Schilderungen ihres gegenwärtigen Schicksals, und Sehnsucht nach freundschaftlichen Trost. „Auch Rath — so schloß die Churfürstin — auch Rath wünschte ich von dir zu nehmen; meine gegenwärtige Lage ist so, daß ich freundschaftlichen Raths bedarf. — Aber darf ich auch auf denselben hoffen? — ich, die ehemals deinen Rath verwarf? — Verzeihe, Geliebte, verzeihe! ich kanns nicht bereuen, was ich damals that. Ohne diesen Ungehorsam, zu dem mich Schicksal und Liebe hinrissen, würde ich je das nicht seyn, was ich jetzo bin, die Gemahlin meines Gebhards; ein Name, der mir immer der höchste Ehrentitel bleiben wird, wenn ich auch jeden andern verlieren sollte. — O Sidonie, du, die weiß, was lieben ist, du verstehst alles, was in diesen Worten liegt, du kannst derjenigen nachempfinden, welche das Schicksal nicht so glücklich machte als dich, so viel Aehnlichkeit sie auch übrigens in der Wahl des Geliebten mit dir haben mag.“

Dies kleine Fragment von Agnesens Briefe hat uns die Sage aufbehalten, Sidoniens Antwort liefert sie uns ganz. Hier ist sie, der Leser mag urtheilen, ob sie der Verewigung würdig ist.

„Ueber die Zurücksetzung und Vergessenheit der Gräfin von Mannsfeld würde ich klagen, über Vernachläßigungen der Gemahlin Gebhard Truchseßes nicht. Die erste war meine Freundin, die andere, das muß ja Agnes wissen, kann es nie seyn, und sie kann also glauben, daß ich in dem Punkte, worüber sie sich Vorwürfe macht, sie völlig absolvire. Die abentheuerliche Geschichte ihres Lebens ist lang, doch spüre ich in derselben, so weit ich sie noch gelesen habe, merkliche Lücken. Recht wohl; diejenige, deren Rath verschmähet ward, bescheidet es sich, keinen Anspruch auf Vertraulichkeit zu haben.

„Trösten soll ich also, auch vielleicht helfen? — Sonderbar! Hülfe können wir nur den Geringern erzeigen, und die sogenannte Churfürstin von Kölln fühlt sich doch im Herzen wohl weit, über eine Gräfin von Isenburg erhaben! daß es ihr noch nicht reut, Gebhards Gemahlin geworden zu seyn, das zeigt an, daß sie zu freundschaftlichen Trost und Rath noch lange nicht reif genug ist.

O Agnes, Agnes! Was habe ich dir geweissagt? ? Daurendes Elend wirst du deinem Ge-

mahl zubringen, und es mit ihm theilen! Rechne nicht auf bessere Tage, der Ausspruch der Gestirne muß ganz erfüllt werden!

„Willst du ihn und dich noch retten, so trenne dich von ihm. Wenn das Anstößige, was in der Priesterehe liegt, von den Augen der Welt hinweggethan ist, so kann Gebhard vielleicht noch irgend ein Glück machen, und Agnes kann ja wieder in dem Hause ihres Vaters leben, wenn sie sich nicht dem Kloster weihen will. — O, daß ich dich ehemals von diesem seligen Entschlusse zurück hielt!! — Dies ist der einige Vorwurf, den ich mir in Rücksicht auf dich zu machen habe, und blos um diesen Fehler zu büssen, überwand ich mich zu einigen Rathschlägen, die aber vermuthlich, so wie die ehemaligen, verworfen werden möchten.

„Auf diesen und überhaupt auf jeden Fall, Agnes, bitte ich dich, mich nie wieder etwas von dir hören zu lassen. Ich würde deinen Anblick so wenig aushalten können, als deine Briefe. Ich fühle, mein Herz verbittert sich gegen dich, so wie ich den Schluß deines Briefes lese. Himmel, deine Liebe soll eine Aehnlichkeit mit der meinigen haben! welche Lästerung! Setze lieber hinzu, Gebhard habe das Beyspiel zu dem verwegenen Schritt, den er that, von Salentin genommen; dies einige fehlte noch, um die Fülle des Unsinns und der Bosheit vollkommen zu machen."

„Sidonie Gr. v. Isenburg."

Die arme Agnes! was mußte sie bey einem Briefe wie dieser fühlen! — Sie wird ganz durch denselben zu Boden gedrückt, selbst der armselige Trost des Beleidigten, das stolze Gefühl von erlittenem Unrecht fehlte ihr, ihr wars in den ersten Augenblicken, als sey Sidonie wegen ihrer Strenge nicht ganz zu tadeln, als verdiene sie wenigstens einige der Streiche, welche sie ihr so unbarmherzig zutheilte. —

Sie hat recht! schrie sie, ich verwarf ihren Rath! ich machte Gebharden unglücklich! Stolz und Selbstschmeicheley herrscht noch genug in meiner Seele! das Schicksal ist auf Sidoniens Seite, die geschärften Pfeile, mit welchen es mich verfolgt, sind der beste Beweis meiner Strafbarkeit!

Wir klagen oft über die Welt, daß sie uns im Unglück verläßt; — Sie nimmt hierin das Beyspiel von uns selbst. Nur wenige Seelen sind groß genug, sich bey gehäuften Leiden nicht selbst zu verlassen, ich will sagen, nur wenige wissen sich das Gefühl ihrer Unschuld, oder die Verzeihlichkeit ihrer Fehler, (— wenn sie sich derselben würklich rühmen können —) bey widrigem Geschick so gegenwärtig zu erhalten, daß es ihnen zum Troste wird.

Agnes hatte in den letzten Tagen verschiedene sehr böse Zeitungen erhalten. An dem nehmlichen Morgen, da sie Sidoniens Brief erhielt, breitete sich das Gerücht aus: Gebhard sey bey Alst vom Herzog Ferdinand zum zweyten mal geschlagen worden,

und mit Wunden entkommen, die seinem Leben ein Ende zu machen drohten. Sie rang schon mit der Verzweiflung, da jener schreckliche Brief erschien, und die Verlesung desselben machte ihr Unglück vollkommen!

Das hatte die Frau von B * * * die ihr denselben mit lächelnder Miene brachte, nicht erwartet. Ihr ganzes Haus hatte sich schon in Bemühungen erschöpft, die unglückliche Fürstin zu beruhigen; ihr edler Gemahl hatte ihr mit jener heitern Festigkeit zugesprochen, welche sonst den Balsam des Trosts einer verwundeten Seele mit so viel Gewißheit zuführt, ihre Kinder, die von Agnesen sehr geliebt wurden, hätten versucht ihren Gram hinwegzulächeln, ihr Bruder, der junge Rietberg, war auf den Flügeln der Winde davon geeilt, um bessere Nachricht von Gebhard einzuholen, und sie selbst, die gute Lucie, dachte nun, die Palme vor allen ihren Lieben davon zu tragen, und das Herz der Fürstin, die sie liebte, durch den Trost der Freundschaft völlig zu heilen. Ein Brief von einer alten Freundin, meynte sie, die Antwort auf so ein Schreiben, wie Agnes an Sidonien abgelassen hatte, konnte nichts als Trost und Hofnung enthalten, und Gift, Verzweiflung war es, was sie der Leidenden in denselben gebracht hatte!

Es würde schwer gewesen seyn zu entscheiden, welche hier die Trostloseste war, ob Agnes oder Lucie;

nur daß die letzte sich am ersten zu Unwillen gegen Sidonien ermannte, und die Parthie der Churfürstin gegen sie selbst, und gegen ihre harte Anklägerin mit solchem Eifer nahm, daß diese arme niedergedrückte Seele sich endlich wieder ein wenig aus ihrer Tiefe erhob, und die Frage: was that ich, um diese Begegnung zu verdienen? mit einigem Selbstgefühl zu thun wagte.

Ihr die Schrecknisse dieses Tages völlig zu vergüten, langte auch noch der junge Rietberg am Abend mit der Zeitung an, die er auf das gewissseste beglaubigen konnte: Zwischen Herzog Ferdinanden und dem Churfürsten von Kölln sey schlechterdings noch gar nichts vorgefallen, beyde Heere stehen noch mehrere Meilen von einander, und wenn nicht gewisse Vergleiche, von welchen stark geredet werde, zu Stande kommen sollten, so hänge der wahrscheinliche Ausgang zwischen beyden Gegnern völlig in gleicher Waage, wenn nicht vielleicht, wegen Lage des Orts, sich der Vortheil noch ein wenig auf Gebhards Seite neige.

O Rietberg! Bruder meiner Lucie! rief die Churfürstin, werde ich jemals dahin kommen, euch eure Treue, euch besonders den gegenwärtigen Trost zu danken? — Doch dünkt mich, ihr habt hier noch etwas versehen, das meine Glückseligkeit vollkommen machen würde.

Und was, gnädige Frau? gebietet, und ich fliege es nachzuholen!

Ihr habt meinen Gebhard nicht gesprochen — o hättet ihr mir Nachricht unmittelbar von ihm, ihm

Nachricht von seiner Agnes gebracht, was würde meinem Glück gleichen!

Rietberg hatte die bündigste Entschuldigung in der Unmöglichkeit. All seine Nachrichten waren aus dem Munde des Feindes, welcher Lippstadt am nächsten stand, die Glaubwürdigkeit derselben ward dadurch vermehrt, aber zugleich lag es am Tage, daß man sich vor der Hand mit denselben begnügen müsse, weil das, was Agnes wünschte, persönliche Unterhandlung mit Gebhard, nicht allein gefährlich fast unmöglich war, sondern auch in Ansehung ihrer eigenen Sicherheit, schlimme Folgen nach sich ziehen mußte.

Ach, Agnesens Sicherheit war ohnedem dahin, seit sie der Gräfin von Isenburg Nachricht von ihrem Aufenthalt gegeben hatte, und die grausame Beantwortung des Briefs der Churfürstin war immer nur das kleinste Uebel, das ihr diese unüberlegte Korrespondenz zugezogen hatte.

Sidonie war nicht so unedel, die unglückliche Fürstin, welche ehemals ihre Freundin war, zu verrathen, aber sie war unvorsichtig, und diese Unvorsichtigkeit ward Agnesens Verderben.

Der Graf von Isenburg hatte seit seiner Rückkunft aus Frankreich seinen Aufenthalt zu Wien genommen. Dieser Ort war damals der Sitz des guten Tons, der Mittelpunkt der Galanterie und der Mode; der Kaiser war selten daselbst, weil ihm die

Stille zu Prag besser behagte, aber die Hauptstadt verlor durch die Abwesenheit dieses ernsten und sparsamen Prinzen nur wenig an ihrem Glanz, und der Aufwand, den seine Grossen — ich setze hinzu nach Maasgabe der damaligen Zeiten — machten, ersetzte alles.

Unter allen bewunderten Schönheiten der Wiener Welt, behauptete die Gräfin von Isenburg den Vorrang; sie verdunkelte alle erst aufblühende Reitze um sich her, denn was den ihrigen an frischer Blüthe abging, das ersetzte Lebhaftigkeit, Witz, Weltsitte, und wohlgewählter Putz, welchen Vorzügen noch dieses zu statten kam, daß ihre Schönheit wenigstens hier neu war. Vor ihrer Vermählung mit Salentin hatte sie zwar schon in Wien geglänzt, aber sie war seitdem in Frankreich gewesen, und hatte aus diesem schon damals sehr bewunderten und nachgeahmten Lande, so viel neue unwiderstehliche Annehmlichkeiten mit sich gebracht, daß man sie nicht mehr kannte, daß man sie mit recht eine ganz neue Person nennen konnte.

Alles versammelte sich um sie her, die Wiener Damen neideten sie und ahmten sie nach, die Männer bewunderten sie und beteten sie an. — Unter den Grossen und Kleinen, die ihr aus Neigung oder Mode den Hof machten, befand sich auch einer von unsern alten Bekannten, der Fürst Bathori, der eben, als Sidonie zuerst den Schauplatz der grossen Welt von neuem betrat, der schwermüthigen Gesellschaft Rudolfs, und der Einförmigkeit zu Lobkowitz und Prag überdrüs-

sig, ein wenig herübergekommen war, sich zu zerstreuen; wiewohl auch einige behaupten wollen, die Sehnsucht nach dem aufgegebenen Namen eines Fürsten von Siebenbürgen habe sich wieder einmal eingefunden, und die heimliche Anwesenheit Michael Zamoscys und einiger vornehmen Siebenbürgen habe ihn nach Wien gelockt, wichtige Dinge mit ihnen zu betreiben.

Wir lassen dieses an seinen Ort gestellt seyn, und behaupten blos dieses, daß Bathori nicht dermaßen in seine Geschäfte vertieft war, daß er nicht auch Stunden zu seinen Vergnügen hätte übrig behalten sollen.

Von Natur kein Feind schöner Frauen, ließ er sich sehr leicht von dem Gerücht bewegen, die bewunderte Sidonie von Isenburg zu sehen, und sie sehen, und für sie eingenommen werden, ward in der damaligen Sprache, für ein Wort gehalten.

Der Graf von Isenburg hielt in seinem Hause eine Art von offenen Hof, wohin sich alles versammelte, was groß und glänzend war, und wo alles Vorzügliche sich auch einer ausgezeichneten Aufnahme versprechen konnte. Bathori war in aller Absicht ein ausserordentlicher Mann, der sich nicht leicht unter der grossen Menge verlieren konnte; sein Reichthum, seine schöne Person empfahlen ihm den einen Theil der Welt, indeß sein berühmter Name und seine seltsamen Schicksale und Launen das Interresse des andern für ihn weckten. Er war ein Gegen-

stand, den man nicht ersten Blicks ganz umfassen, über den man sich nicht leicht ganz aussprechen konnte, und wieviel dergleichen Personagen auch in der heutigen Welt gelten, ist ja bekannt.

Salentin stellte den Fürsten seiner Gemahlin vor, und beyde fingen bey dem ersten Anblick an, sich für einander zu interessiren. Bathori war entzückt, hier in einem Weibe Schönheit und Geist vereint zu finden; eine Sache, die damals ziemlich selten war. Sidonie schätzte die Bewunderung, die sie ihm anmerkte, vielleicht noch höher, als sie Ursach gehabt hätte, und war entschlossen, sich eine Eroberung, die ihrem Siegeswagen so viel Glanz geben konnte, nicht entgehen zu lassen.

Man sahe sich oft, und Sidonie gewann in seinen Augen unendlich bey genauem Umgang. Das fehlte noch, den Fürsten ganz hinzureissen, daß er in der Gräfin von Isenburg eine Geweihte der großen Kunst erkannte, die sein Lieblingsstudium war und blieb.

„Die Astrologie, so schrieb ehemals Sidonie an Agnesen, war der Schlüssel zu dem liebsten Gut meines Lebens; ich habe den Schatz gefunden, und zerbreche den Schlüssel, der mich dazu führte.“ Diese schön eingekleidete Entsagung der geheimen Wissenschaften war indessen nicht so ernstlich gemeint, daß sie nicht gelegentlich hätte widerrufen werden sollen. Sidonie ließ gern ihre Gelehrsamkeit glänzen, wo sie wußte, daß sie ihre Triumpfe vergrößern konnte.

Der Fürst erfuhr bald etwas von den Talenten der schönen Sterndeuterin, und von dem Augenblick an wurden Entwürfe zu gemeinschaftlichen Arbeiten gemacht, die Sidonien gefielen, weil sie sich bey denselben in einem glänzenden Lichte zeigen konnte, und dem Fürsten wenigstens darum, weil sie ihm Gelegenheit gaben, die gelehrte Dame öfter zu sehen.

Salentin kannte die Tugend seiner Gemahlin, und hatte wider diese Uebungen nichts einzuwenden, auch hatte er von der Reise ins Ausland zu viel guten Ton mit sich gebracht, um den Eifersüchtigen zu spielen.

Auch wär Eifersucht hier nicht ganz am rechten Orte gewesen; Eitelkeit und Wunsch nach angenehmer Unterhaltung, nicht Liebe war das Band, welches die Freundschaft knüpfte. Sidonie war schön, aber nicht schön genug, um bey Bathori das neulich wieder erweckte Andenken an die Tochter St. Eulaliens auszutilgen. — Diesen ersten und wahrsten Gegenstand seiner Liebe kannte er jetzt aus dem Bilde, das Gebhard dem Kaiser zeigte, als die Churfürstin von Kölln. Ein andres Bild von ihr, das er einst verlassen und verachtet, unter Sidoniens astrologischen Geräthschaften fand, wo es vielleicht noch seit der Ausrechnung ihres Schicksals geschlafen hatte, fachte die Flamme noch stärker an, er stahl es heimlich hinweg, denn auch schon damals machten sich Herrn nach der Mode aus einem gallanten Diebstahl kein Bedenken, Aber er hütete sich wohl, Sidoniens Eitelkeit

dadurch zu kränken, daß er ihr etwas von ihrer Nebenbuhlerin in seiner Bewunderung merken ließ.

Tausendmal seufzte Bathori, seit er der Eigenthümer des schönen Bildes war, daß auch das Original sein werden, daß er wenigstens wissen möchte, wo es sich aufhielt. Er bekümmerte sich seit einiger Zeit mehr um Gebhards Angelegenheiten, als ohne Agnes geschehen seyn würde; er wußte, daß diejenige deren Besitz er ihrem Gemahl beneidete, auf der Festung Godesberg gewesen wäre, aber wohin sie nach der Einnahme dieses Orts gekommen sey, das war ihm so unbekannt als aller Welt, außer Sidonien, die eben um die Zeit jenen verachteten verschmähten Brief erhielt, dessen grausame Beantwortung wir vor kurzem gelesen haben.

Sidonie hatte Agnesens Brief nicht ohne heftige Bewegung erhalten und beantworten können. Bathori traf sie bey dem letzten an, und fragte sie um die Ursach der Heftigkeit, die aus allem, was sie that, selbst aus der Art, mit welcher sie bey seinem Eintritt die Feder niederlegte, hervorleuchtete. Er glaubte wohl wenig, daß ihm hier eine zufällig gethane Frage den Weg zu einer Sache bahnen sollte, die ihn jetzt schlafend und wachend beschäftigte. Sidonie sagte, sie habe verdrießliche Briefe von einer Freundin erhalten, und nannte Agnesens Namen. Bathori erröthete aus Ueberraschung, und die Verlegenheit, in welche er gerieth, verhinderte die Frage, welche auf seinen Lippen schwebte: Wo Agnes jetzt lebte? Eben

so gut für ihn; mit dem Feuer gethan, welches jetzt seine ganze Seele durchglühte, hätte sie ihn verdächtig gemacht, und wär sicherlich unbeantwortet geblieben. Er schwieg, dachte, daß es andere Mittel gebe, zu seinem Entzweck zu gelangen, und brach von der ganzen Sache ab. — Aber noch am nehmlichen Tage bekam er durch eine bestochene Kammerfrau Agnesens Brief zu sehen, durchlief ihn eilig und gab ihn zurück, denn er wußte nun, was er wissen wollte, und war keiner von den tändelnden Liebhabern, die nach einem Gegenstand, von der Hand der Geliebten berührt, nach einem Zug von ihrer Feder, wie nach einem Kleinod, ringen. Nicht verliebte Tändeley, nein, voller Besitz der Person, die er anbetete, war seine Absicht, und wir wollen sehen, was er that, sich denselben zu verschaffen.

Agnes lebte nach dem letzten Sturme einige Tage in ziemlicher Ruhe, an der Seite ihrer Lucie, auf dem B** schen Landhause, und wußte nichts von der Gefahr, die auf sie im Verborgenen lauerte.

Zugleich mit Sidoniens Briefe waren Bathoris Abgeschickte in der Gegend angelangt, wo die schöne Gemahlin Gebhards lebte, sie hatten den Auftrag, ihn zum Besitz seiner Dame auf jede Kosten zu verhelfen,

helfen, und von nun an konnte Agnes keinen Schritt thun, wo nicht der Verfolger auf ihren Fersen war.

Eine Menge seltsamer Abentheuer, deren wahre Meynung die Damen erst spät erriethen, liessen sich hievon erzehlen, wenn es uns bey diesen Blättern um Erzehlung solcher Abentheuer zu thun wäre. Wir begnügen uns, unsern Leserinnen die Mittel zu sagen, durch welche Agnes den heimlichen Nachstellungen entgieng: Vorsichtigkeit und Eingezogenheit, zwey Tugenden, die ihr zur Gewohnheit geworden waren, und die sie unablässig übte, ohne es einmal zu ahnden, wie sehr ihr dieselben, jetzt vorzüglich, nöthig wären.

Die Frau von Welltrop und Lucie waren es endlich, die sie aufmerksam machten. Eines Abends wurden verschiedene Vorgänge der vorgemeldeten Art recitirt, und aus denselben so bündig erwiesen, daß irgend eine verborgene Macht darnach trachte, ihre Ruhe zu stören, daß die Churfürstin wirklich geschreckt ward, und sich entschloß, den Anfang zu noch mehrerer Behutsamkeit, mit Vermeidung des morgenden Kirchgangs, zu machen.

Ihr thut wohl, gnädige Frau, sagte die alte Frau von Welltrop, euch endlich warnen zu lassen, denn immer wird der Herr von Rietberg mit seinen Leuten nicht bey der Hand seyn, wenn bewafnete Unbekannte sich auf dem Spaziergange zu uns gesellen, immer wird kein gutwilliger Bauer uns auf

den rechten Weg bringen, wenn ein vielleicht bestochener Kutscher uns im Walde irre führt, und immer wird sich euer scheugemachtes Pferd nicht von seiner Reuterin herumwerfen lassen, wenn schon die Hand eines Fremdlings, unter dem Vorwand der Hülfe, ausgestreckt ist, euch auf Wege zu leiten, wohin euch niemand hätte folgen können!

In der That, liebe Welltrop, sagte hier die Churfürstin mit Lachen, ihr thut nicht wohl, mir diese Abentheuer so zu zergliedern, wenn ihr mich furchtsam machen wollet; sie kommen mir in diesem Augenblick so unbedeutend vor, daß ich fast mein Wort zurücknehmen, und Euch morgen auf Eurer Kirchfahrt begleiten möchte.

Nein! nein! schrie die alte Dame, Fürstinnen brechen ihre Zusage nicht, und ich besorge nicht ohne Grund, daß wir morgen einen Hauptangrif haben werden! — Ihr sehet mich an? — Nein, nein, ich scherze nicht, fraget die Jäger des Herrn von B.. Die Gegend ist voll verdächtiger Herumstreicher, welche unter verschiedenen Gestalten gesehen werden, und die sich wahrscheinlich zu einem Zwecke vereinigt haben.

Und dieser Zweck sollte meine Entführung seyn? Was habe ich gethan? Was wollte man mit mir? — Wer könnte mein Feind seyn?

Gebhards Feinde sind die Eurigen, und ein Kloster ist der Aufenthalt, den man Euch schon längst gerne gegönnt hätte.

Es ward noch viel hierüber gesprochen. Lucie, welche den Besorgnissen der Frau von Welltrop selbst nur halben Glauben beymaß, und die der Churfürstin gern zuweilen ein Lächeln abnöthigte, machte einen Scherz daraus, man lachte und es kam zur Wette, welche die beyden jungen Damen wider die ältere hielten, wie sie ihre Besorgnisse beweisen sollte.

Wohl gut, Frau von B . ., sagte die Frau von Welltrop in halbem Zorne, gebt mir morgen eure beyden Jungfern mit, welche meine und Eure Rolle spielen können, und laßt mich denn in den Kleidern unsrer Churfürstin fahren, welcher ich an Gestalt so ziemlich gleichen werde, so wollen wir sehen. — Oder habt ihr selbst Lust mitzufahren und das Abentheuer zu bestehn?

Lucie entschuldigte sich lachend und es blieb bey der Verabredung. Das Ganze war dem Anschein nach ein Scherz, der der Fürstin einige heitere Minuten machen sollte; daß es hier Ernst werden sollte, glaubte vielleicht selbst die Frau von Welltrop nicht ganz, sonst würde sie sich schwerlich zu einer Fahrth entschlossen haben, von welcher — man sie nicht zurückkommen sah.

Luciens Mädchen sah man gegen den Mittag weinend und ausser Athem zurückkehren, aber die gute Welltrop ward das Opfer für ihre Gebieterin geworden.

Voll Gegenwart des Geistes hatte sie die im Scherz angenommene Person ihrer Fürstinn bey dem feindlichen Angrif, der nicht ausblieb, behauptet; sie hüllte sich dichter in ihren Flor, forderte mit wenigen Worten, nur für ihre Begleiterinnen Entlassung, und ließ sich denn ruhig davon führen, überzeugt, daß sie ihrer Gebieterin keinen geringen Dienst erzeigte, indem sie ihre Verfolger glauben machte, ihr Anschlag sey geglückt, und der Verfolgten dadurch Raum gäb, frey Athem zu schöpfen, und Vorkehrungen zu besserer Sicherheit zu treffen.

Diese seltsame Begebenheit, welche ganz in die Romanenwelt zu gehören schien, erfüllte in dem Hause, daß Agnesen bisher Sicherheit gegeben hatte, alles mit der äußersten Bestürzung. Die Churfürstin drang darauf, man sollte auf Befreyung ihrer alten treuen Freundin denken, und es kostete Mühe, ehe man es ihr anschaulich machte, daß die Rettung der Frau von Welltrop so unmöglich sey, als ihre eigene es gewesen seyn würde, wenn dieser ihr zugedachte Streich sie wirklich getroffen hätte. Agnes zitterte für die Entführte, und der Herr von B.., welcher mit den andern glaubte, die Sache sey nur darauf abgesehen gewesen, die Churfürstin ihrem Gemahl zu entreissen, und in ein Kloster zu ste-

cken, zitterte mit ihr. Er kannte die Wuth der Mönche, wenn ihre Anschläge zernichtet werden. — Je mehr er aber glaubte, daß der Streich von dieser Seite herkomme, je unmöglicher dünkte es ihm auch, etwas dawider zu beginnen. Die ganze Gegend war mit kaiserlichen Truppen erfüllt, die gewiß jeden Anschlag decken mußten, der nur irgend eine Beziehung auf Gebhards Nachtheil hatte. Was ließ sich hier thun?

Als man also die gute Frau von Welltorp, deren Schicksal indessen nicht so böse war, als man besorgte, für verloren erklären mußte, als selbst der muthige Rietberg eingestand, daß man für jede Unternehmung zu ihrem Besten zu schwach sey, so wendete man sich zu Berathschlagungen, welche mehr Nutzen versprachen. Agnesens Freunde hielten sie mit Recht bey so viel Nachstellungen, im offenen Lande nicht mehr sicher. Einige Vorschläge wurden gethan, sie in ein weltliches Fräuleinstift zu bringen, welches damals schon zu Lippstadt existirte, aber sie selbst hatte hiezu wenig Neigung, und der einhellige Schluß lief endlich darauf hinaus, man wollte streben, die Verfolgte in die Arme ihres Vaters zu bringen, dessen Aufenthalt ihr, wie sie aus Rietbergs Nachforschungen wußte, näher war, als sie bisher geglaubt hatte, und den sie vermittelst einiger Ueberwindungen, Umwege und Wagnisse hoffen konnte, in einer kleinen Anzahl von Tagen zu sehen.

Agnes hatte seit der letzten schweren Action bey Alst, — wir wissen nicht genau, ob wir derselben im Vorhergehenden gedacht haben, — da ihr Vater tödtlich verwundet das Feld verlassen mußte, nichts wieder von ihm gehört. Sie verlebte zu jener Zeit die angstvollsten Tage ihres Lebens zu Godesberg; die schmerzlichsten Verluste, die sie dort nach einander erlitt, machten, daß sie auch wenig Lebenshofnung für ihren Vater übrig behielt, und kein andres Unterpfand hatte, daß Graf Mannsfeld noch lebe, als Sidoniens Wink in ihrem Briefe, bis Rietberg nicht allein die glückliche Wahrheit desselben, sondern auch den Aufenthalt des Grafen entdeckte.

Verwundet war dieser tapfere Greis aufgehoben, und nach einer kleinen Insel gebracht worden, welche zwey Arme des Rheins in der Gegend machen, wo Gebhards Heer damals die große Niederlage erlitt. Graf Mannsfeld hielt sich noch in der dasigen Einsamkeit auf, seine zweifelhafte Heilung abzuwarten, und war bey dem Wahn, den er von dem Zustand der Sachen hatte, immer daselbst zu bleiben gesonnen.

Bonn, das wußte der unglückliche Held, war übergegangen, Karl Truchseß und der alte General Mannsfeld, auf deren Arm er große Hofnungen setzte, waren tod, Godesberg in Feindes Händen, die Churfürstin verschwunden, oder wie einige behaupteten, unter den Trümmern der einstürzenden Festungswerke begraben, Gebhard, der eben damals die

unnöthige Prager Reise vorgenommen hatte, nirgend zu finden, vielleicht auch tod, gefangen, oder wenigstens flüchtig; was war nun dem Manne, der Gebhards Schicksal alles aufgeopfert hatte, übrig, als ruhig an dem Orte zu bleiben, dahin die Vorsicht ihn geführt hatte, und von da aus dem bunten immer wechselnden Schauspiel der Dinge, an denen er keinen Antheil mehr zu nehmen begehrte, zuzusehen?

Die Gegend, wo er lebte, schien recht dazu bestimmt, einem lebensmüden Weisen die letzte melancholische Ruhe zu geben. Sie war nicht arm an Naturschönheiten, die Ufer der *) Ströme, die sie umfaßten, prangten mit Wäldern und fruchtbaren Auen, und dem kleinen Landhause, auf welches den Grafen sein gutes Glück gebracht hatte, fehlte es nicht an den wenigen Reizen und Gemächlichkeiten, die ein alter Held fordert, um sich von den langen Mühseligkeiten des Lebens zu erholen; aber die gänzliche Abschiedenheit von der übrigen Welt gab ihr ein ödes und trauriges Ansehen. Ein kleines Dorf war die ganze Nachbarschaft des Schlosses; gegen denselben über, auf einer andern Abtheilung der Insel, welcher ein kleiner Arm des Stroms machte, lagen Trümmern einer verfallenen Burg, deren Entstehung so tief in die graue Vorzeit gehörte, daß niemand sie zu nennen, oder ihre ehemaligen Besitzer zu errathen wußte. —

*) Nach einigen der Lech und die Waal. Der Name der Insel wird nirgend genannt.

Dies war die Gegend, wo Agnes ihren Vater finden sollte. Nun auch etwas von der Hand, die ihn dahin brachte: Graf Mannsfeld fiel bey jener unglücklichen Schlacht, deren wir im Vorhergehenden gedachten, an der Seite eines jungen Officiers, der in ihm seinen Freund und Beförderer verehrte. Die kindliche Liebe, mit welcher sein Herz an ihm hing, machte, daß er, seine eigenen Wunden nicht achtend, die letzten Kräfte anstrengte, den mit dem Tode ringenden Helden aus dem Gedränge zu schaffen.

Dieser Jünglig, ein Edler von Drachenfels, war der Besitzer der Gegenden, die wir eben geschildert haben, ein armseliges kleines Erbtheil, dessen Ertrag ihm sparsam bey dem Heer erhielt, wo er sein Glück zu suchen gesonnen war. — Nie war ihm dieser abgelegene Zufluchtsort lieber gewesen, als in dem Augenblicke, da er seinen Wohlthäter auf denselben in Sicherheit brachte, und ihn reich genug fand, seine gegenwärtigen Bedürfnisse daselbst zu befriedigen.

Der Graf von Mannsfeld genoß daselbst, unter der sorgsamen Pflege des jungen Lieutenant von Drachenfels, und sein Entschluß immer hier zu bleiben, ward in dem Augenblick fest, da der Jüngling den Wunsch äusserte, seine kleinen Besitzungen verpfänden oder verkaufen zu können, um denn sein Glück unter einem andern Himmel zu suchen.

Graf Mannsfeld hatte von den Türken, deren Bestreiter und Sieger er so oft war, die Sitte an-

genommen, alles was er von Werth besaß, mit sich ins Feld zu nehmen; ein Gebrauch, der, wenn man die mannichfaltigen Wandelungen des Kriegsglück bedenkt, wohl zu rechtfertigen ist. Gegenwärtig hatte er für den alten Helden und seinen jungen Freund seinen guten Nutzen. Der Herr von Drachenfels erhielt eine ansehnliche Summe, die ihn in den Stand setzte, auf eine Art, die seinem Namen Ehre machte, in die Welt zurückzukehren, und der Graf von Mannsfeld erhielt eine ruhige Wohnung für seine letzten Tage, ein Grab, welches, wie er glaubte, nun sein nächstes Bedürfniß seyn würde.

Der Kauf ward von beyden Seiten auf eine sehr leichte und uneigennützige Art geschlossen. Der Herr von Drachenfels entschloß sich, auf des Grafen Gutachten, eine Reise nach dem kaiserlichen Hofe zu thun, und daselbst Kriegs- oder Civildienste zu suchen, zugleich machte er sich anheischig, seinem alten Freunde von dort aus die nöthige Bestätigung bey seinen neuerkauften kleinen Besitzungen zu verschaffen.

Diese Verhandlungen, denen sich Drachenfels, sobald er nach Wien kam, mit aller Emsigkeit unterzog, waren es vielleicht, was Sidonien mit dem Leben und dem Aufenthalt des Grafen von Mannsfeld bekannt machte, und sie in den Stand setzte, der Churfürstin in dem Briefe, der ihrem Herzen so wenig Ehre machte, wenigstens einen Wink zu geben, welcher Annahme und Beherzigung verdiente und fand.

Sie hätte nur deutlicher reden, nur den Ort nennen sollen, wo Agnesens Vater lebte; doch dieser Fehler war bereits durch Rietbergs rege Thätigkeit gehoben. Agnese kannte die Gegend, wo sie künftig Ruhe und Sicherheit hoffen könne, der Entschluß war gefaßt, und es kam nun noch auf die schmerzliche Trennung von ihrer Lucie an, welche ihr allerdings viel Ueberwindung kostete, und die nur durch die Begierde, einen Vater wiederzusehen, leicht und möglich gemacht wurde.

Lucie weinte, ihre Fürsten nicht begleiten zu können, der Herr von B.. segnete die Reisende mit priesterlicher Würde, und der junge Rietberg, dem es aufgetragen war, Agnesen zu begleiten, schwur, daß er ehe sein Leben verlieren, als ihr ein Unglück wiederfahren lassen wollte.

Den Weg, den die Reisenden nahmen, und die Zeit, welche sie auf denselben verwendeten, meldet die Geschichte nicht, aber die Sage berichtet ein kleines fröhliches Abentheuer, das den Pilgern fast am Ziel ihrer glücklich geendeten Wahlfahrt zustieß.

Mit Herzklopfen sah jetzt Agnes das kleine Fleckgen Land vor sich, wo sie im Arm eines Vaters glücklichern Zeiten entgegenblicken wollte. Nur der breite Arm des Stroms hinderte es noch, daß sie

nicht die Erde küssen konnte, die sie in der romantischen Schwärmerey, in welche sie ihr nahes Glück versetzte, heilig, und ihr Vaterland nannte.

Ein Fahrzeug war bereit, sie einzunehmen. Sie hatten es für sich und ihre wenigen Leute allein bedungen, und hörten nicht ohne Verdruß, daß der Schiffer noch von mehreren Passagiers sprach, die er einnehmen müsse. Jede Gesellschaft dünkte Agnesen in der gegenwärtigen Lage verdächtig, sie drang in ihren Begleiter, Geld über Geld zu bieten, um sich nur eine einsame Ueberfahrt zu erkaufen; sie war um keinen Preis zu erhalten, auch schien alle Weigerung, sich Reisegefärthen gefallen zu lassen, zu spät zu seyn, denn schon nahten sich die erwarteten, und machten durch ihren Anblick, daß das Herz der beängstigten Fürstin um einen guten Theil ruhiger zu schlagen begann.

Es waren zwey Damen, in Begleitung eines einzigen Bedienten. Rietberg redete der Churfürstin, die sich schon mehr als halb beruhigt hatte, zu, sich nicht durch fernere Einrede verdächtig zu machen, und zu bedenken, wie wenig sich von einer solchen Reisegesellschaft befürchten ließ. Man stieg ein, und Agnes hatte nur noch den Zweifel, was doch diese Frauen in dem kleinen Bezirk, der, wie sie erkundschaftet hatte, ganz das Eigenthum ihres Vaters war, zu thun haben möchten.

Es war in der ersten Morgendämmerung, da man abfuhr, die Gegenstände waren noch nicht allzuwohl zu unterscheiden, doch sah Agnes aus der Kleidung

so viel, daß sie ein paar Personen vom Stande neben sich hatte, und ihre Neugierde wurde dadurch nur vermehrt. — Die beyden andern fühlten das nehmliche, und trugen kein Bedenken, es zu äußern.

Darf ich fragen, hub die eine der Fremden gegen die Churfürstin an, wen uns das gute Glück zur Gefährtin gegeben hat? —

Diese kühne Frage hätte der furchtsamen Agnes wohl das beste Unterpfand seyn können, daß hier niemand auf das muthmaße, was sie gern verborgen wissen wollte, demohngeachtet erschrack sie, und verzog zu antworten.

Rietberg antwortete an ihrer Statt: die Dame sey seine Schwester, und sie wollten mit einander einen gemeinschaftlichen Verwandten besuchen, der genseit des Stroms wohne.

Einen Verwandten? wiederholte die Fremde mit gedämpfter Stimme, indem sie sich gegen ihre Gefährtin wandte, sollte dort noch jemand anders wohnen, als der Graf Mannsfeld? oder sind diese Leute Bekannte von Euch? — Ich weiß nicht, flüsterte die andre, der Ton des jungen Menschen ist mir nicht unbekannt, ich ahnde etwas, und wahrhaftig, ich muß mehr wissen? — Eben wollte die Sprecherin ihre Stimme, die sie Agnesen augenglicklich verrathen haben würde, zu einer zweyten Frage erheben, aber die glückliche Entdeckung war

schon durch die Augen geschehen. Ein Strahl der aufgehenden Sonne fiel, als die beyden Fremden, indem sie miteinander sprachen, ihre Kappen ein wenig zurückschlugen, ihnen ins Gesicht, und Agnes, die ihre Augen fest auf sie geheftet hatte, sank mit dem Ausruf: Himmel! Appollonie und die Frau von Welltrop! auf ihren Sitz zurück.

Die Churfürstin glaubte zu träumen, und eine Art von froher Betäubung, die gewöhnliche Folge unerwartet angenehmer Begebenheiten, bemächtigte sich ihrer Sinnen. Als sie sich besser zu fassen vermochte, sah sie sich wirklich in den Armen der beyden Damen, deren Anblick ihr in ihrer gegenwärtigen Lage so erwünscht seyn mußte.

Man denke sich eine Person von Agnesens Stande, von Kindheit an an weibliche Bedienung, weiblichen Umgang, weibliche Freundschaft gewöhnt, und nun auf einmal so weit herab gebracht, eine lange einsame Reise mit einem Manne, nach einem Orte zu thun, wo zwar die Umarmung eines Vaters, aber ebenfalls wieder gänzlicher Mangel an demjenigen auf sie wartete, was jedem weiblichen Geschöpf, wenn es die Eigenheiten seines Geschlechts nicht ganz verleugnet hat, unentbehrlich ist; Umgang mit seinesgleichen. Der Mann kann auch im Kreise der schönsten und geistvollesten Frauen, ohne einen Freund, nicht ganz glücklich seyn, auch dem Weibe gnüget nicht Bruder, nicht Vater und Gatte; die Freundin ists, die ihr erst das Glück

das sie in den Armen jener genießt, zur höchsten Fülle bringt, eine Wahrheit, die niemand so lebhaft fühlen kann, als das Geschlecht, von welchem ich rede, und aus dessen Herzen ich schreibe.

Agnes empfand sie in ihrem vollsten Umfange. Nicht allein das Glück, bekannte und gute Frauen um sich zu haben, ward ihr jetzt unvermuthet zu Theil, sondern auch solche, die sie mit recht ihre einzigen und ältesten Freundinnen nennen konnte. Sidonie hatte sich treulos von ihr losgerissen. Lucien mußte sie verlassen, was konnte ihr diese Verluste ersetzen, als die edle Frau von Bassenheim, und die treue Welltrop, für welche sie mit Recht eine Art von kindlicher Zuneigung hegte.

Die Entzückungen waren gegenseitig. Appollonie und ihre ehrwürdige Gefährtin zerflossen in Thränen, die Fürstin, deren Gegenwart sie zwar in der That in diesen Gegenden gehoft hatten, so schnell gefunden zu haben, indessen auch Agnes an ihrem Busen weinte, und die Namen, Mutter! Gespielin meiner Jugend! tausendmal in dem affektvollsten Tone ausrief.

Die Churfürstin, deren Herz durch die Schläge des Unglücks ohnedem zum höchsten Grad der Fühlbarkeit gebracht war, erlitt in diesem Augenblick eine zu heftige Bewegung, als daß man dieselbe durch Verlängerung der zärtlichen Scenen noch mehr hätte erhöhen sollen. Die Damen fühlten die Nothwendigkeit, sie zu unterbrechen, und andre Ideen in ihr zu erregen.

Wird mir, fragte Appollonie, indem sie ihre Thränen trocknete und muthwillig lächelte, wird mir meine Agnes verzeihen, daß ich sie beym letzten Abschied fast mit Ungestüm aus meinem Hause trieb, und sie unbekleidet in kalter finstrer Nacht, mit einem mir unbekannten Manne, auf dem kahlen Felsen ihrem Schicksal überließ, indeß ich die Thür krachend hinter ihr verschloß, und in die weichen Federn zurück eilte?

Ach, Appollonie! rief Agnes, ich müßte dich nicht kennen, wenn dir diese weiche Federn nicht aus Sorge um mich zu Dornen geworden wären!

Auch aus Sorge um mich, gnädige Frau, fuhr die Frau von Bassenheim lachend fort, denn ihr könnt leicht denken, daß die Befreyung zwey wichtiger Staatsgefangenen mich einem Ungewitter entgegensehen ließ, das nur ein halbes Wunder von mir abwenden konnte.

Gute, liebe, freundschaftliche Seele! was magst du um mich geduldet haben! Doch von deinem Wunder, das, wie ich hoffe, den Zorn deines Gemahls wirklich von dir abkehrte, hernach! Jetzt nur die Frage an meine liebe Welltrop: was sie aus der Gewalt meiner Verfolger rettete, und mit der geliebten Bassenheim zu meinem Glück vereinigte?

Gnädige Frau, versetzte die Matrone, sollte ich meine Rede nicht auch mit einer Entschuldigung anfangen, daß ich die schöne Agnes um ein gallantes

Abentheuer brachte, und mich, ganz wider die Sitte meines Alters, an ihrer Statt entführen ließ?

Ach, meine Mutter! seufzte Agnes, wie sehr würde ich eurer Treue auch in diesem Fall danken, aber Entführungen dieser Art gehören nicht unter die gallanten Abentheuer, heimtückische Mönchswuth ist ihr Grund, ihr Ende der Kerker des Klosters?

Ihr seyd ganz irre, meine Fürstin, erwiederte die Frau von Welltrop. Heimtückische Mönchswuth, welche ihr vielleicht ein wenig zu oft fürchtet, war hier ausser Schuld. Größere Gefahren waren es, die euch hier drohten, für deren Abwendung ihr aber freylich nicht mir, sondern Gott zu danken habt.

Agnes hatte eine verwunderungsvolle Frage auf den Lippen, aber eben war das Fahrzeug am Lande, und die Erzählung der Abentheuer, welche die beyden Damen zusammenbrachten, mußte verschoben werden.

Man stieg aus, der Morgen war schön, die Gegend mahlerisch, Agnesens Herz, durch die Wendung, welche ihre Freundinnen dem Gespräch gaben, zur Heiterkeit gestimmt. Der Herr von Rietberg eilte voraus, dem Grafen die Ankunft seiner Tochter zu melden, und die Frauen scherzten und plauderten den Weg vollends dahin, wo neue, doch nicht ganz ungetrübte Freuden auf sie warteten.

Es ist Weisheit, einem Leben, das so viele traurige Abänderungen hat, zuweilen einige frohe Stunden zu entreissen, Weisheit, sich mitten im Sturm

eines

eines Sonnenblicks zu freuen, mitten unter den Dornen eine Rose zu pflücken, und wir können also die gute Agnes nicht tadeln, daß sie sich zu einer Zeit, da wirklich rund umher alles sehr dunkel und drohend aussah, von ihren Freundinnen zu einem Lächeln verleiten ließ, das nur gar zu bald verschwinden sollte. Durch solche gelegentliche Erholungen, sie seyen so klein als sie wollen, sammelt man Kräfte von neuem zu dulden, was uns das Schicksal auflegte, und was ganz abzuschütteln, mehr als ein bloßes Lächeln gehört.

Der Herr von Rietberg war lang vor der Churfürstin auf dem Schlosse angelangt, und hatte hinlängliche Muse gehabt, den Grafen auf die Ankunft seiner Tochter vorzubereiten; deren nahe Gegenwart ihm Freude, aber auch bey weitem nicht ganz reine ungetrübte Freude gewährte. Daß die todgeglaubte Agnes lebte, entzückte ihren zärtlichen Vater, aber die Art, mit welcher sie kaum gerettet ward, lockte ihm Thränen ab, der Zustand, in welchem sie kam, sich in seine Arme zu werfen, bekümmerte ihn, und die Nacht, welche rund um auf ihrem Schicksal ruht, erfüllte ihn mit Schrecken, auch hatte er bey seinen Jahren die Gabe froher Jugend, schwarze Besorgnisse hinwegzulächeln, längst verlohren.

Der Herr von Rietberg sprach mit dem alten Helden offenherziger von dem Zustand der Sachen, als es ihm Mitleid und Behutsamkeit bey Agnes verstatteten. Der Graf erfuhr eine Menge neuer

Dinge von Gebhards Lage, aus Rietbergs Munde, aber keine einige durchaus gute Zeitung, und da Jahre und Erfahrung ihn weitsehender gemacht hatten, als der junge Mensch seyn konnte, so schüttelte er zu manchen Nachrichten den Kopf, welche diesem noch nicht so gar übel vorkamen.

Man war gesonnen gewesen, den Damen wenigstens am Abhang des Schloßbergs entgegen zu kommen, aber man vertiefte sich dermaßen im Gespräch, daß die Churfürstin mit ihren Begleiterinnen in die Halle trat, ehe man noch geendigt hatte, und ehe der Graf ganz die frohe Miene annehmen konnte, um die der Herr von Rietberg zu Agnesens Beruhigung bat.

Vater und Tochter sanken einander in die Arme. Heiße Thränen flossen auf beyden Seiten; ach nicht blos Thränen der Freude! bittrer Kummer mischte sich nur gar zu zeitig mit ein! Eins sahe in dem andern ein Opfer, das dem Schicksal eines unglücklichen Fürsten geschlachtet worden war, Mannsfeld in seiner Tochter eine blühende Schönheit, mit allen Ansprüchen auf glänzendes Glück, zu dauerndem Elend verdammt; sie in ihrem Vater, einen Helden, welchen das falsche Kriegsglück in seinen besten Jahren zum Greise gemacht, und mit Wunden bedeckt hatte, die dadurch noch schmerzhafter wurden, daß nichts damit erkauft ward.

Agnes grämte sich, ihren Vater bleich, abgezehrt, steif, und wie er selbst gestand, zu seinem

Lieblingsgeschäft, dem Waffenspiel fast unbüchtig wieder zu finden, und er trauerte das schönste Geschöpf von der Welt, seine Agnes, in der Blüthe des Lebens fast aller Hofnungen beraubt zu sehen, auf welche ihre Vorzüge ihr ein Recht gaben. Arm, freundlos, eine Fürstin ohne Land, eine Vermählte ohne Gemahl, lag sie in seinen Armen, sie hatte auf der Welt nichts als ihn, der es am lebhaftesten fühlen mußte, wie schwach diese einige Stütze war, auf die sie sich noch verließ.

Der Tag verfloß bey Unterhaltungen, die, man mochte sich drehen wie man wollte, doch immer eine traurige Wendung nahmen, und erst der Abend brachte der unglücklichen Fürstin einen Trost, da sie sich wieder bey ihren Freundinnen, allein sah, welche es sich zur Regel gemacht hatten, den Kummer, der nicht zu heben war, wenigstens auf Stunden und Augenblicke hinwegzulächeln. Leser, tadle sie nicht, diese gutmeinenden Seelen. Es giebt unheilbare Schmerzen, bey welchen die Arzneykunde, ihrer Unfähigkeit zu helfen eingedenk, den Gebrauch des Opiums nicht verwirft.

Agnes verlangte nach der Erzählung, welche diesen Morgen verschoben ward, und Appollonie von Bassenheim, froh ein Mittel zu ihrer Unterhaltung gefunden zu haben, nahm das Wort, sie zu befriedigen.

Nie, so begann sie, nie vergesse ich die angstvolle Nacht, die ich nach der Befreyung meiner fürstlichen Freundin an der Seite meines Gemahls zubrachte. Unter seinem Kopfküssen hatte ich die Schlüssel, die euch den Weg ins Freye öfneten, mit Herzklopfen hinweggestohlen; mit Herzklopfen brachte ich sie wieder, und hofte kaum noch den schlafenden wieder zu finden; den ich gezwungen betrogen hatte. Betrug ist allemal eine mißliche, beschämende, herzquälende Sache, sollte er auch in Sachen der Tugend verübt worden seyn. Ich zitterte, und erröthete vor mir selbst, da ich das, was ich dem schlummernden Wallbot freventlich entwendet hatte, wieder an seinen Ort brachte; doch er schlummerte noch fest, die Sache war glücklich abgelaufen, und dies verminderte, wie gewöhnlich, das Schmerzgefühl über eine That, über welche ich unmöglich Reue fühlen konnte.

Andere Bekümmernisse hielten mich die ganze Nacht hindurch wachend, die Ungewißheit eures Einkommens nach Godesberg, und die Mißlichkeit meiner Entschuldigung, wenn man Karln vermissen, und auf mich argwöhnen sollte. Meine einige Hofnung bestand darauf, daß man auf meinen Antheil an seiner Flucht gar nicht muthmaßen, und mich also unbefragt lassen würde, denn ich fühlte, daß ich bey der kleinsten Rüge, zu jeder Leugnung, jeder Bemäntlung der That, so leicht sie einer Geübten als ich gewesen seyn möchte, unfähig dastehen, und alles über mich ergehen lassen würde, was der Zorn

meinem Gemahl zu meiner Strafe eingegeben hätte.

Die Flucht des Staatsgefangenen, den ich erst aus eurem Munde, als den bekannten Helden Karl Truchseß kennen lernte, war es eigentlich, was mich am meisten beunruhigte; über Eure Entweichung konnte ich nicht zur Rechenschaft gezögen werden, Ihr waret ja dem Anschein nach blos als eine gleichgültige Besucherin bey mir gewesen; daß Bassenheim den wahren Werth eurer Person kannte, hatte er mich nie merken lassen, noch viel weniger sich angemaßt, eure Freyheit in Gehen und Bleiben einzuschränken, und dieses vermuthlich darum, weil er euch durch völlige Gleichgültigkeit am gewissesten, bis auf den Zeitpunkt eure Ueberlieferung an den Herzog von Parma, der ja ohnedem sehr nahe war, fest zu halten dachte.

Dieses beruhigte mich bey meinem Nachdenken einigermaßen, doch war mir es unmöglich, ein Auge zu schliessen. Ich wachte, und Wallbot schlief; auf einmal erhob sich vor unsern Fenstern, die auf den Abhang des Felsens gingen, gräßliches Geräusch. Grosse Steinmassen schienen sich loszureissen, und taumelten wiedertönend ins Thal hinab. Ich fuhr auf. Auch Wallbot erwachte. Wir fragten einander, was dieses bedeute; wir horchten genauer, wir hörten die Stimmen der umgehenden Wachten der Vestung, (auf die wir bey eurer Flucht, liebe Fürstin nicht einmal gedacht hatten, und denen

ihr blos durch ein Ungefehr entgangen seyd,) hörten unterschiedliche Schüsse fallen, und mein Gemahl, dessen erste Bewegung nach den Schlüsseln unter seinem Kopfküssen war, sprang mit denselben auf, weitere Untersuchungen anzustellen. —

Ehe er sich noch völlig bekleidet hatte, schlug man an die Thür unsers Schlafzimmers. Die Kammerleute öfneten, und einer der Offiziers trat hastig herein. Er raportirte, daß man an unterschiedlichen Stellen des Felsens Leitern habe angeschlagen gefunden, welche vermuthlich einigen Bösewichtern haben den Weg öfnen sollen, uns, wie schon vor kurzem geschehen war, zum zweytenmal zu bestehlen.

Wallbot fluchte, und schrie, warum die Wache ihre Schuldigkeit so schlecht thue, daß dergleichen Angriffe möglich seyen?

Der unzugänglichste Theil des Felsen, war die Antwort, wo keine Wache festen Fuß fassen kann, war die Stelle des Frevlers, dessen wir unmöglich hätten inne werden können, wenn die Diebe mit ihren Werkzeugen nicht unter andern, an einen losen Stein gekommen wären, der ihre Bosheit wahrscheinlich vereitelt hat. Das Hinabstürzen der einen der Leitern und das Winseln eines Sterbenden unten im Thal wars was uns herbey zog, sonst hätte die That ohne unsere Schuld und ungehindert geschehen können.

Die That? fuhr Wallbot auf. Welche That? Gott gebe, die Böswichter hatten nur Diebstahl im

Sinn! — Hat man den Mann im Thal aufgehoben? — Man eile es zu thun, vielleicht ist noch Leben in ihm; er muß bekennen! Ich ahnde verborgene Anschläge.

Mein Gemahl verließ bey diesen Worten das Zimmer, und ließ mich in einer Bewegung zurück, die ich nicht beschreiben kann; sie war nicht ganz unangenehm, es war als ahndete mir, daß aus dieser unvorhergesehenen Begebenheit etwas Gutes für mich erwachsen könnte.

Ich hatte mich geirrt. Meine dunkeln Vorstellungen klärten sich auf, als mein Gemahl nach einer halben Stunde in voller Rüstung wieder herein trat, und mir fast athemlos ankündigte: Es sey nur allzuwahr, daß jene nächtlichen Bösewichter, nicht Diebstahl, sondern weit gefährlichere Dinge zur Absicht gehabt hätten. Aus dem Hinabgestürzten habe sich nichts erfragen lassen, weil er bereits mit dem Tode ringe, aber der fremde Offizier sey entflohen, dies erkläre alles, und er müsse eilig fort, ihn wo möglich zurück zu bringen.

Halb beruhigt rief ich ihm mein Lebewohl nach, und hatte während seiner Abwesenheit Zeit, meine weitern Maasregeln zu nehmen. —

Voll Wuth kehrte Wallbot des andern Tages zurück und erklärte, daß Karl Truchseß, den er mir jetzt zum erstenmale nannte, bereits aller Nachstellung entent-

kommen sey. Zugleich forderte er mir die Schlüssel zu den Zimmern meiner Freundin ab, damit diese uns nicht auch entkommen möchte.

Meine Freundin? erwiederte ich, ist auch diese eure Gefangene? Von der nächtlichen Begebenheit geschreckt, und über die Sicherheit unseres Schlosses zweifelhaft gemacht, hat sie sich bald nach eurer Abreise von mir beurlaubt; und ich sehe nicht unter was für einem Vorwande ich sie hätte zurückhalten wollen!

Unglückliche! schrie er, und weißt du, wen du aus dem Garn gelassen hast?

Aus dem Garne, mein Gemahl? Ich glaubte meine alte Freundin, Agnes von Mannsfeld, nicht ins Garn zu locken, da ich ihr Zuflucht in eurem Schlosse gab. Ihr kanntet sie ohne Zweifel so gut als ich, euer bescheidnes Stillschweigen war mir Einwilligung in die Pflichten der Gastfreyheit, die ich ihr schuldig war, und wie sollte ich glauben, daß ihr mir jetzt Bruch derselben zumuthen, oder das letzte was ich für sie that misbilligen solltet?

Bassenheim wußte hierauf nichts zu antworten, er schlug sich vor die Stirn, und fluchte sich und mir, daß wir uns hierin nicht mit einander verständigt hätten.

Der Verdacht, als könnte ich jemals in eine treulose Handlung willigen, griff mir ans Herz, doch ich ließ ihn in seinem schimpflichen Wahn, und that

blos die einfältige Frage: was es denn auf die Churfürstin von Kölln zu sprechen hätte? Sie blieb unbeantwortet. Wallbot verließ mich, und ich hörte bald darauf, daß er mit seinen Leuten aufsaß, vermuthlich neue, gleich fruchtlose Untersuchungen nach euch anzustellen.

Nichts von der Angst, welche ich bey den nachfolgenden Vorgängen um euch litt, es war eine schauervolle schreckliche Zeit, da ich euch in der Gefahr der Belagerung von Godesberg wußte, da ich den Tod eurer Schützer erfuhr, und nun endlich ganz unwissend war, was aus der edelsten Fürstin der Welt geworden sey. Man sagte euch tod, und die Mauern der Burg, wo ich einst einige glückliche Wochen an eurer Seite verlebte, wissen, wie ich euch betrauerte.

Die Einsamkeit meines Schlosses gab mir in der Folge Muse genug, die Thränen der Freundschaft ungestört zu weinen. Ein Zug meines Gemahls zu den deutschen Rittern hatte mich zur Wittwe gemacht. Gott weiß, was den Verstorbenen zu dieser Reise bewog! In uralten Zeiten war einst ein Wallbot von Bassenheim, Hochmeister jenes Ordens gewesen, mein Gemahl, der stolz auf diesen Theil der Geschichte seines Hauses war, hatte immer viel Vorliebe gegen die geistlichen Ritter gehabt, und war fest entschlossen gewesen das Kreuz zu nehmen, als ihn die Liebe und unsere Vermählung von diesem Vorhaben abzog. Man wollte mich

bereden, heimlicher Verdruß gegen mich habe ihn zu den Einfall bewogen, sich von mir zu trennen, und seinen ehmaligen Entschluß auszuführen; seine Reise zu den Rittern sey der erste Schritt zu dieser mich so sehr entehrenden und betrübenden Handlnng gewesen, und was der Sagen mehr waren, welche dahin abzielten, meinen Kummer um Wallbot in Unwillen zu verwandeln. —

Ach, schrie hier die Churfürstin, ach Appollonie! zürnte dein Gemahl mit dir, so war es um mich! Gott! muß ich denn alle, die ich liebe, mit mir ins Unglück ziehen?

Ich handelte Recht, versetzte die Frau von Bassenheim, als ich euch und dem Herrn von Truchseß die Freyheit gab, und über dieses, wie sollte Wallbot die Rolle erfahren haben, die ich hiebey spielte?

Trauet hierauf nicht, erwiederte die ernste Frau von Welltrop; jede heimliche Handlung hat tausend Zungen. Wir schmeicheln uns umsonst mit der Verborgenheit unserer Thaten, nicht selten müssen wir einen einigen Flecken in denselben schwer genug büssen; wohl uns, wenn sich das Ganze vor dem obersten Richter entschuldigen läßt!

Appollonie weinte, und hieß die Welltrop eine strenge Urtheilerin, die aber die Wunde, welche sie geschlagen hatte, bald mit linderndem Trost zu verbinden wußte, und die Erzählerin denn in ihrem und Agnesens Namen fortzufahren bat.

Mein Gemahl war unterweges an einer ansteckenden Krankheit, die in jenen Gegenden wütete, gestorben. Ich verschloß mein Ohr gegen die Sagen, die mir sein Andenken hätten verleiden können, und weihte die Einsamkeit meines Schlosses den Thränen der Pflicht und Freundschaft. Ich vernahm in dieser Zeit nichts von den Dingen, welche auf das Schicksal meiner Agnes Beziehung hatten, als ein einiges mal, da ein Vetter von mir, ein Herr von Drachenfels, auf seiner Reise nach Wien bei mir einsprach, und mir viel von dem Grafen Mannsfeld, eurem Vater, meiner Fürstin erzählte, der damals das kleine Erbgut des jungen Menschen an sich gekauft, und ihn durch die großmüthige Bezahlung desselben in den Stand gesetzt hatte, seinen neuen Eintritt in die Welt mit einigem Glanze zu machen. Ich hörte den Namen Mannsfeld gern, weil er ehemals der Eurige war. Da ich den Grafen nicht kannte, konnte er mich nur in Rücksicht auf euch intereßiren. Auch dachte ich damals wenig, daß ich in den eben erhaltenen Nachrichten das Mittel gewonnen hatte, die Freundin meines Herzens einst wieder zu finden.

Mein Vetter Drachenfels schied von mir, und meine Einsamkeit kehrte zurück; sie ward durch nichts unterbrochen, als durch öftere Botschaften des Herzogs von Parma, der sich meiner Schlösser bald zu diesem bald zu jenem Entzweck bedienen wollte, dem ich aber auf die letzt die offenherzige Nachricht

zufertigte, wie durch den Tod meines Gemahls alle Verbindung, in welcher die Bassenheime ehemals mit ihm gestanden haben möchten, aufgehoben sey.

Auf dieses nicht sehr häßliche Kompliment bekam ich die Bitte zurück, den Leuten eines seiner Freunde, welche eine kranke Dame nach Wien führten, nur die Ruhe einer einigen Nacht auf einer meiner Burgen zu vergönnen. Da von einer kranken Person meines Geschlechts die Rede war, so lud ich die Reisenden auf das Schloß ein, das ich selbst bewohnte, welches aber höflich verbeten, und dagegen die benachbarte Burg Stromberg gewählt ward; ich erbot mich die kranke Dame zu besuchen; auch dieses ward verbeten, und da ich bald darauf den Namen des Fürsten Bathori, als den Namen des Freunds des Herzogs von Parma, von dessen Leuten hier die Rede war, nennen hörte, so bekümmerte ich mich gar nicht mehr um diese Dinge, weil ich mich in Bathoris Angelegenheiten, den ich aus dem Rufe kannte, auf keine Art zu mischen dachte.

Wie sehr irren wir doch, wie oft gehen wir vor einer Gelegenheit Gutes zu thun, vor unserm eigenen Glück über; wenn wir uns von blinden Urtheilen leiten lassen! Ich hielt die kranke Dame des Fürsten Bathori für eine wandernde Liebschaft von ihm und hätte beynahe darüber das Glück versäumt, eine Freundin meiner Agnes in meinen Armen zu em-

pfangen. Die Frau von Welltrop war es, die das gute Schicksal in meine Besitzungen gebracht hatte.

Dieser edlen Seele, die sich an eurer Statt euren Räubern in die Arme geworfen, und bald auf der ersten Station gemerkt hatte, in welchen Händen sie war, und was man für Absichten mit derjenigen hatte, deren Person sie vorstellte, der guten Frau von Welltrop, sage ich, war daran gelegen, ihre Rolle bis auf die letzt hinaus zu spielen, und sich erst zu Wien zu entdecken. Sie achtete des Schimpfes nicht, dem sie Bathoris getäuschte Liebe aussetzte, und befriedigte sich, durch den langen Aufschub der Entdeckung, euch Ruhe vor weitern Verfolgungen, und Frist zur Flucht gegeben zu haben.

Ihre Kräfte entsprachen ihrem Willen nicht, und sie — doch, theure Mutter, würde unsere Fürstin nicht diesen Theil der Geschichte am liebsten aus eurem Munde hören?

Wie ihr wollt, meine Tochter, lächelte die Matrone, auch ists nur wenig, was ich eurer Erzählung noch hinzuzusetzen habe.

Der Streich, gnädige Fürstin, der mich an eurer Statt traf, den Abend vorher noch ein Gegenstand unsers Scherzes, war für mich nicht ohne Schrecken gewesen. Meine Gesundheit ist schwach, meine Jahre thun das ihrige; die forcirte Reise griff mich an, auch blieb heimliches Aergerniß über die bald von mir entdeck-

ten bösen Absichten gegen euch, die bey dieser Entführung zum Grunde lagen, nicht aussen. Alles dieses zusammen genommen machte mich endlich so krank, daß man mir einige Tage Ruhe gönnen mußte.

Die Wichtigkeit der Person, die ich vorstellte, machte, daß man mich nicht in offenem Lande traute, und sich von der Frau von Bassenheim ihr Schloß Stromberg zu meinem Aufenthalt erbat. Ich ward sehr krank. Alle Vorstellung fiel hinweg. Die, welche um mein Leben bekümmert waren, weil sie es für das Leben der schönen Agnes hielten, wurden endlich inne, daß sie an der Stelle der verfolgten Fürstin ihre alte Hofmeisterin entführt hatten. Nichts gleichte ihrer Wuth bey dieser Entdeckung. Eine Person, die man zu meiner Wartung gedungen hatte, sagte mir, weil ich damals zu schwach war es selbst zu bemerken, es habe wenig gefehlt, daß man sich nicht persönlich an mir vergriffen hätte, um eine Täuschung zu rächen, die man mit den gehäßigsten Namen belegte.

In voller Raserey verliessen sie das Schloß, ohne sich weiter um mich zu bekümmern: sie würden mich eben so gut in einer Wüste verlassen haben, mein Schicksal hätte sie auf alle Fälle wenig bekümmert. — In den Gegenden wo die gute Apollonie zu gebieten hatte, konnte es indessen nicht beklagenswürdig seyn; meine Wärterin, die ihre Güte

kannte, säumte nicht, ihr meinen Zustand, und so viel sie von meiner Geschichte wußte oder errathen konnte, anzusagen; und mir war auf einmal geholfen.

Schon des andern Tages besserte es sich mit mir, ich sah die Frau von Bassenheim in eigner Person um mein Bette beschäftigt, erfuhr von ihr, was mit mir, vorgegangen war, und konnte ihr danken.

Meine volle Genesung brachte nähere Bekanntschaft mit sich, und urtheilet, wie ich mich freute, als ich in ihr die Apollonie erkannte, deren ihr so oft gegen mich, als einer eurer liebsten Jugendfreundinnen gedachtet?

Auch ich, fiel die Frau von Bassenheim ein, auch ich freute mich der Frau von Welltrop, ich erfuhr von ihr, Gott weiß mit welchem Entzücken, daß ihr lebtet, und ihr, geliebte Fürstin, wurdet von nun an der Hauptgegenstand unserer Unterhaltungen. Meine Kranke war nicht sobald völlig hergestellt, als Plane gemacht wurden, euch wieder zu sehen, und nie uns wieder von euch zu trennen.

Wir konnten aufs wahrscheinlichste berechnen, daß ihr, von den heimlichen Nachstellungen eurer Verfolger aus den Gegenden getrieben, wo ihr bisher gewohnt hattet, Zuflucht in den Armen eures Vaters suchen würdet. Die Frau von Welltrop wußte, daß der Herr von Rietberg auf euren Befehl schon darüber aus war, den Aufenthalt des Grafen von

Mannsfeld auszukundschaften; mir war derselbe aus den Erzählungen meines Vetters bereits bekannt, und sehet hier die Möglichkeit, wie uns der glücklichste Zufall von der Welt auf einem Wege zusammen bringen konnte. Wir sind nun von euch auf immer unzertrennlich, meine Güter sind unter der Verwaltung meines Vetters, dem ich sie übertragen habe, sicher, und es ist kein Land, kein Himmelsstrich, nach welchem euch euer Schicksal führen könnte, dahin euch nicht eure Appollonie folgen wird.

Wie süß ists im Unglück die edle uneigennützige Zuneigung seiner Freunde kennen zu lernen! Agnes genoß dieses Trosts, und ihr Herz verband sich fester als jemals mit den guten Seelen, die ihr wahrlich jetzt aus keiner Nebenabsicht, blos aus Liebe zu dienen entschlossen seyn konnten. Innig hatte sie sie schon in heiterern Tagen geschätzt, aber die gegenwärtige Zeit zeigte ihr erst den ganzen Werth dieser guten Frauen.

Die Stunden, welche sie in ihrem einsamen Umgange zubrachte, waren die einigen, die sie auf eine vergnügte Art genoß, das Vergnügen in den Armen ihres Vaters war zu sehr mit mannigfaltigem Kummer

mer gemischt, als daß es ihr Herz ganz hätte befriedigen können. Seine sinkenden Kräfte, der tiefe Gram, der auf seiner Seele ruhte, sein Haß gegen die Freude, der der unglücklichen Fürstin oft das kleinste Lächeln für Leichtsinn anrechnete, alles vereinigte sich, sie ganz niederzudrücken.

Agnes hatte in der That wenig Ursach, ihren Vater durch Aeusserung einiges guten Muthes zu beleidigen; das Lächeln, das er haßte, überflog ihr Gesicht nur dann ein wenig, wenn ihre Frauen zu ihrer Aufheiterung, Hofnung und Frohsinn erkünstelten. Die Aussichten wurden immer bedenklicher. Gebhards ganzes Glück beruhte nur noch auf eine Action, welche die Hofnung auf nur einigermaßen annehmliche Vorschläge, Vorschläge, welche vielleicht noch vor kurzem verworfen wurden, bisher von einer Zeit zur andern verzögert hatte.

Der Graf von Mannsfeld war bey weitem nicht ganz mit dem Verfahren seines Schwiegersohns zufrieden; doch das Glück seiner Tochter hing an dem Seinigen, und er brannte vor Begierde, die letzten Kräfte seines Lebens zu Sicherung desselben aufzuopfern.

Bey der Schwäche des alten Helden würde der kleinste Versuch, das Schwerd wieder zu führen, Tollkühnheit gewesen seyn. Agnes flehte knieend um Schonung seines Lebens, flehte ihn knieend, sie nicht zu verlassen, da vielleicht bald alles sie ver=

lassen würde. Endlich willigte Mannsfeld ein, den Ausgang der Sache auf seiner Burg abzuwarten; und der junge Rietberg, entschlossen in Gebhards und Agnesens Diensten zu sterben, verließ die Insel allein, um sich mit dem Heer des Churfürsten zu vereinigen, dem nun schon fast niemand mehr diesen Namen gab.

Recht als wenn das Schicksal das Herz der armen Agnes auf die härtigsten Proben stellen wollte, mußte es sich fügen, daß der Schauplatz der letzten entscheidenden Schlacht sich ganz nah an das Ufer der Ströme zog, in deren Schoos Mannsfelds Insel ruhte. Das Getümmel des Streits war für das Auge zu fern, aber das Ohr vernahm genug davon, um die zagende Fürstin mit Todesangst zu erfüllen.

Der Donner des Geschützes brüllte mehrere Stunden unabläßig, Agnes konnte den greulichen Ton fast nicht mehr aushalten, sie verbarg sich in ihre innersten Zimmer, um nur nichts mehr zu hören. Ihr dünkte, eine jede neue Canonade sey ein neuer Angrif auf ihr Leben, und doch war das, was sie dabey erduldete, nichts gegen die Empfindung, die sich ihrer Seele bemächtigte, als Apollonie eintrat, und sagte: sie könne ruhig hervorgehen, weil nun wahrscheinlich alles geendet sey. —

Geendet? schrie Agnes. Entschieden? O schreckliches Wort! Nichts, nichts ist also mehr für mich zu hoffen übrig!

Die Angst dieses Tages hatte die Fürstin so abgemattet, daß sie sich früher als gewöhnlich zur Ruhe legen mußte; erquickender Schlummer war ihr nöthig, man wußte ihn zu befördern, und sie genoß desselben ununterbrochen, bis an den Morgen und ohne Ahndung dessen, was sich in dieser Zeit zu Bestättigung ihrer Besorgnisse ereignete.

Ach ja, geendigt, entschieden war Gebhards Schicksal! nichts war für ihn und Agnes mehr zu hoffen! Ferdinand hatte gesiegt. Als ein Flüchtling langte der Ueberwundene auf der Insel an, die ihm allein Zuflucht vor seinen Verfolgern geben konnte, und die er nicht gekannt haben würde, hätte ihm nicht ein guter Engel den Weg gezeigt.

Rietberg hatte an Gebhards Seite wie ein Löwe gefochten, aber er hatte dem unglücklichen Fürsten nicht den Sieg, und sich — den Tod erkämpft. Heftig blutete er aus mehrern Wunden, die tiefste derselben deckte er mit der Hand, um mit dem strömenden Blute nicht die Kraft zu dem letzten Dienste zu verlieren, den er seinem Fürsten und seiner Fürstin noch zu erzeigen vermochte.

Das Schlachtfeld war leer, der Feind, durch eine glückliche Kriegslist geblendet, verfolgte Gebharden, auf dessen Person hier alles ankam, von einer falschen Seite.

Rietberg verlangte von denen, die ihn fast mit dem Tode ringend aufhoben, zu Gebharden gebracht zu werden, der sich unter einem nahen

Baume verbinden ließ. Gebhard kannte den Helden, dessen Schwerd immer an seiner Seite geblitzt hatte, ungeachtet er seinen Namen nicht wußte. Mit Vergessenheit seiner eigenen Schmerzen neigte er sich zu ihm hin, und eine Thräne quoll aus seinen Augen. Rietberg faßte Gebhards Hand, und nannte Agnesens Namen. Eine zweyte Anstrengung brachte den Namen der Insel hervor, wo sie lebte, und einige stumme Winke berichtigten das Uebrige.

Man verstand Rietbergen vollkommen, der nun lebensmüde in die Arme dererjenigen zurück sank, die jetzt begannen, sich mit seinen Wunden zu beschäftigen. Der Schmerz des Verbindens weckte ihn nicht aus seiner Bewußtlosigkeit, auch mußten die Wundärzte ihr Werk sehr eilig thun, denn neue Verfolger, die sich in der Ferne zeigten, machten schnelle Flucht nöthig.

Gebhard konnte sich noch nicht von dem frohen Erstaunen erholen, mit welchem er den Namen der verlornen Agnes, und den Wink von ihrem Aufenthalt aus Rietbergs Munde vernommen hatte, sein Entzücken überwog die Sorge für seine Sicherheit, und den Schmerz seiner Wunden, die überhaupt gegen Rietbergs tödliche Verletzungen nichts zu sagen hatten. Unaufhörlich nannte er seine Gemahlin, und fragte sich, obs möglich sey, daß dicht an das Unglück die Fülle des Glücks gränze? daß er nun die Todgeglaubte wiedersehen würde?

Die, welche um sein Leben besser besorgt waren, als er selbst — rissen ihn beym Anblick der neuen Gefahr, fast wider seinen Willen fort. Der ohnmächtige Rietberg ward nicht vergessen. Man erreichte den Strom; man setzte über, und — war geborgen. Die Gegend, wo Graf Mannsfeld lebte, war zu entlegen, zu unbekannt, als daß man dort einen Flüchtigen von Gebhards Wichtigkeit hätte suchen sollen, auch würde er selbst diesen Ort der Sicherheit ohne Leitung nicht gefunden haben.

Der Engel, der ihm dort hin den Weg zeigte, konnte die Freude, am Rande des Lebens noch gutes geschaft zu haben, nicht schmecken; ohne Bewußtseyn ward er in das Schloß des Grafen von Mannsfeld gebracht; der Graf um ihn fast mehr besorgt, als um seinen Schwiegersohn, der eine etwas kaltsinnige Aufnahme fand, that alles, den jungen Helden zu retten, aber diese Nacht sollte die letzte seines Lebens seyn. Er starb; sein Tod ward das Siegel einer Treue, die hier nicht belohnt werden konnte.

Dies waren die Vorgänge einer Nacht, welche man die ermattete Agnes verschlafen ließ, um sie Kräfte zu neuen Leiden sammlen zu lassen;

mit ihrem Erwachen drängten sie sich Haufenweis um ihr Lager. Ihre erste Frage war nach dem Ausgang der Schlacht. Von Graf Mannsfeld unterrichtet, durfte man ihr nicht verhelen, was sie doch über kurz oder lang erfahren mußte. Man gestand ihr, der Feind sey Sieger, der letzte Anspruch auf die Hoheit, die Gebhard so tapfer vertheidigt hatte, sey dahin. Sie hatte eine Frage, die ihrem Herzen noch näher war, auf der Zunge, aber voll Angst, schreckliche Dinge zu hören, unterdrückte sie sie, und fragte nur nach Rietberg. Auch der Tod dieses jungen Helden ward ihr nicht verschwiegen; man ließ sie über denselben sich ausweinen, um sie denn mit der Nachricht von Gebhards Leben, von seiner nahen Anwesenheit trösten zu können.

Und welch ein Trost! — Graf Mannsfeld, der dieses alles so veranstaltet hatte, verrieth in dem Maas, mit welchem er der Tochter, an welcher sein Herz hing, Schmerz und Freude zuwägen ließ, welch ein Menschenkenner er sey. Anstatt durch das Uebermaas wahrlich nicht tröstlicher Neuigkeiten zu Boden gedrückt zu werden, ermannte sie sich zum höchsten Gefühl der Freude. Gebhards Rettung, die Gewisheit, den, den sie so lang gemißt hatte, in diesem Augenblicke wieder zu sehen, war ein elektrischer Schlag, der sie aufs neue beseelte. Er lebt? schrie sie, mein Gemahl lebt? o laßt mich hin, ihn zu umarmen! Nichts von seinen Wunden! er wird genesen, wenn er seine Agnes erblickt! Nichts von

seinem Unglück! Der Churfürst von Kölln war von jeher nichts in meinen Augen, Gebhard alles! — Jener mag verschwinden, wenn nur dieser mir bleibt! O nun, nun hoffe ich, soll erst die Zeit meines wahren Glücks beginnen!

Agnes flog an das Lager ihres Gemahls, ohne daß man sie hindern konnte oder wollte. Seine Wunden waren nicht von der Erheblichkeit, daß man für eins oder das andere der beyden zärtlichen Gatten hätte Nachtheil besorgen sollen.

Gebhard umarmte seine Agnes, aber nicht mit dem Entzücken, mit welchem sie an seinem Halse die süssesten Thränen weinte. In Ansehung weltlicher Hoheit und Glücks dachte er nicht so ganz philosophisch als sie. Ihr Schicksal lag schwerer auf ihm, als sein eigenes; er sucht in ihrem Auge Vorwürfe und fand Liebe. Dies heilte sein Herz nicht. Sie zerfloß in seinen Armen in Thränen der Freude, indeß er an ihrem Busen Ströme von Zähren des bittersten Kummers vergoß.

Der weise Graf von Mannsfeld war gegenwärtig, die Wirkungen zu mildern, die so überspannte Gefühle doch vielleicht hätten nach sich ziehen können. Keine umständlichen Erklärungen wurden für den gegenwärtigen Augenblick verstattet. Agnes, die sich schon den Plan gemacht hatte, die einzige Wärterin ihres kranken Gemahls zu seyn, wurde, nach einer ziemlich kurzen Unterhaltung, zurück auf ihr Zimmer

verwiesen, und Wochen vergingen, ehe man sie und den Genesenden stark genug hielt, sich lang und ununterbrochen zu sehen, und sich alles, wovon ihre Herzen überflossen, zu sagen.

Rietbergs Leichenbegängniß fiel in die ersten Tage dieser Zeit der Absonderung. Graf Mannsfeld sah es gern, daß Agnes den Helden, dem sie so viel verdankte, zu Grabe begleitete, und bey seiner Asche Thränen einer Schwester weinte. Ihre Gefühle, die sich jetzt nur allzusehr auf einen Gegenstand lenkten, auf mehrere zu zerstreuen, war einer seiner Kunstgriffe, die er zu ihrem Besten ersann. Der Weise hatte noch andere Kunstgriffe, noch andere Plane im Sinn, und o wie glücklich wären Gebhard und Agnes gewesen, wenn sie in allen mit ihrem klugen Vater übereingestimmt hätten! aber wenigstens Gebhard war nicht allemal mit denselben einverstanden, und Agnes hing zu sehr an seinem Willen, als daß sie seinen Entwürfen, selbst wenn sie der Meynung eines geliebten Vaters nicht zusagten, selbst wenn ihr Herz bey denselben blutete, hätte widersprechen sollen.

Für Gebharden war im eigentlichsten Verstande alles verloren. In einer Welt, welche ihre Achtung allemal nach der Wage des Glücks aus-

theilt, konnte er fast nicht mit Anstand wieder öffentlich auftretten. Zudem lauerten Gefahren mancher Art auf seine Wiedererscheinung. Man glaubte ihn tod, und es wäre Klugheit gewesen, diesen Wahn zu begünstigen, und mit Verleugnung aller höhern Hofnungen das Leben des Weisen in der Stille zu leben.

Dies war's, was Graf Mannsfeld wünschte, was Agnesens Herz im Stillen bejahte, und — worein Gebhards Feuergeist sich auf keine Art bequemen konnte. War der unglückliche Fürst ganz zu tadeln? — Man denke sich seine Jahre, die schönsten des männlichen Alters, das volle Gefühl reger Thätigkeit und Kraft, die beschämende Empfindung, nach einer kurzen Zeit gespielten glänzenden Rolle auf einmal ins Nichts, in die Vergessenheit hinab zu sinken, und wundere sich denn, daß alle Vorschläge seines weisen Rathgebers, ihm weniger behagten, als die Plane, die von dem ersten Augenblick der Genesung, seine ganze Seele erfüllten.

Graf Mannsfeld Lieblingsgedanke war, sich nun nicht wieder von seiner Tochter zu scheiden; hier, so wünschte er, sollten sich in ihren Armen seine Augen schliessen. Hier wollte er, bis zu diesem Augenblick nothwendiger Trennung, Tage verleben, wie sie nur die Menschen des goldnen Zeitalters kannten; Gebhard und Agnes sollten ihre Fürstenrolle bey dem Leben glücklicher Landleute vergessen. Die Mannsfeld Burg gegen=

überliegende Trümmern einer alten Feste, deren wir im Anfang gedachten, sollte sich unter Gebhards Aufsicht zum stattlichen Schlosse erheben. Im Arm eines Sohns, einer Tochter, im Kreise seiner Enkel wollte der alte Held den Abend eines mühvollen Lebens geniessen, wollte er nach langer Arbeit einen Ruhetag feyern, der es werth sey, das Vorspiel himmlischer Ruhe zu werden. — Agnes dachte sich nichts entzückenders, als die Ausführung dieser Entwürfe. Graf Mannsfeld hatte ins Geheim viel Unterhaltungen mit seinem Sohne über diesen Gegenstand, die ernster und nachdrücklicher waren, als das, was er sich in Agnesens Gegenwart von Vorstellungen dieser Art erlaubte; aber — Gebhard blieb unbeweglich.

Er wußte den Schimpf unthätiger Ruhe zur Zeit der besten männlichen Kraft, wußte den Schimpf zaghafter Verzweiflung an seinem Schicksal, seinem weisen Rathgeber so lebhaft vorzustellen, daß dieser oft nicht mehr wußte, was er antworten sollte. Der alte Held war verlegen, nicht eben überwiesen, wenn er Gebharden reden hörte. Es war natürlich, daß der ehemalige Churfürst von Kölln, aus den Schulen der Mönche mehr Sophismen, mehr künstliche Beredsamkeit übrig hatte, als dem alten Sieger der Türken je zu Ohren gekommen war. Seine Philosophie war blos die Philosophie des vernünftigen und guten Mannes, seine Gründe, ein starkes aber unregulirtes Heer, das sich mit der Macht, die ihm

Gebhard entgegensetzte, nicht eben wegen ihrer Ueberlegenheit, nein, nur wegen der guten Ordnung, deren sie sich rühmte, auf keine Art messen durfte, sondern allemal geschlagen zurückkehrte.

Dies was das Gleichniß, dessen sich der bejahrte Krieger, der überall so gern auf sein ehemaliges Lieblingsgeschäft anspielte, von diesen Dingen zu bedienen pflegte, und das wir daher zu seinem Andenken beybehalten haben.

Nur eine Frage gab es, die Mannsfeld dem siegenden Gebhard immer in den Weg zu legen pflegte, und die, weil sie nicht beantwortet werden konnte, immer den Ueberwundenen noch auf dem Schlachtfelde erhielt. Sie war: — Wenn nun Gebhard schlechterdings Ruhe und Sicherheit verschmähe, wenn er nun schlechterdings sich und seine unglückliche Gemahlin wieder in den Sturm hinauswagen wollte, dem er kaum entgangen war, wo er denn festen Fuß fassen, wer ihn nur einigermaßen schützen, und was er weiter beginnen sollte?

Gebhard mußte schweigen, aber sein Unglück wollte, daß er nicht lange schweigen durfte. Vielleicht hätte ihn der Mangel an allen Aussichten endlich mit den gutgemeinten Vorschlägen seines Vaters ausgesöhnt, wenn nicht das falsche Glück ihm wieder ein kleines Lächeln gezeigt, und dadurch seinen Untergang immer näher herbeygebracht hätte.

Wilhelm, Prinz von Oranien, ein Fürst, den Großmuth und Tapferkeit für die spätesten Zeiten unsterblich machen, war immer Gebhards Freund gewesen, ohne ihn persönlich zu können; sie hatten beyde an den Spaniern einen gemeinschaftlichen Feind, hatten hier und da gemeinschaftlichen Nutzen; schon dieses wäre hinlänglich gewesen, den Prinzen für den unglücklichen Churfürsten von Kölln einzunehmen, wenn sich auch nicht sein Herz aus edleren Grundsätzen auf seine Seite geschlagen hätte.

Gebhard, dessen seltsames Schicksal es immer wollte, vor erreichbarem Guten vorüber zu gehen, um die Hände nach dem Unerreichbaren auszustrecken, hatte, Zeit seines Unglücks, bald hie bald da um Hülfe geworben, nur da am wenigsten oder gar nicht, wo sie ihm am gewissesten zu Theil geworden wäre.

Der Prinz von Oranien, durch dieses anscheinende Mistrauen, durch diesen Kaltsinn oder Vernachläßigung beleidigt, hatte keine Neigung gehabt, das anzubieten, was man nicht forderte. Nur der höchste Grad von Unglück war es, was bey ihm jede Bedenklichkeiten aufhob, und sein großmüthiges Herz reizte, dem entgegen zu kommen, der ihm die ersten Schritte schuldig gewesen wäre.

Wie weit herabgebracht Gebhard war, das wußte er, er hielt ihn mit den meisten für tod, und beweinte ihn, aber er durfte nur Nachricht von seinem Leben hören,

die ihm ein Zufall gab, durfte nur des Orts gewiß seyn, wo der verlassene Fürst lebte, als das Mitleid thätigen Freundeserbietungen Platz machte.

Er schickte eine Gesandschaft an Gebharden, deren er sich in seinen bessern Tagen nicht hätte schämen dürfen. Er schrieb an ihn in dem Ton, der dem Niedergedrückten so wohl thut. Er bot ihm seine Hülfe an. Zwar schmeichelte er ihm nicht mit der vergeblichen Hofnung auf die einmal verlorne Hoheit, aber er sprach von andern Aussichten, nannte das Bisthum von Strasburg, das schon ehemals Gebharden unter der Hand angetragen, und von ihm thörichter Weise war ausgeschlagen worden, versprach Hülfe und Vermittelung, und bot auf den Fall, daß auch hier alle Hofnungen vergeblich wären, dem Manne, für welchen er sich so großmüthig interessirte, wenigstens an seinem Hofe Aufenthalt und Unterhalt an, der, so drückte sich Wilhelm aus, den Talenten und Hofnungen eines Gebhards angemessener wäre, als das müßige Leben auf einer unbekannten Insel.

Die Großmuth, mit welcher der Prinz einen Unglücklichen behandelte, welcher sonst von aller Welt verlassen war, mußte sein Herz zu Liebe und Dankbarkeit schmelzen. Es war fast unmöglich, Erbietungen, wie die Seinigen, auszuschlagen. Die Sache ward mit dem Grafen von Mannsfeld in Rath gezogeu; er hatte seine

wichtigen Einwendungen, er sprach von ungewissen Hofnungen, von glücklicher Unabhängigkeit und Sclavenfesseln, aber — er siegte nicht, und Wilhems Gesandte zogen mit der Antwort zurück, die sie erwarten konnten.

Der bald darauf erfolgte Abschied des Vaters von der Tochter war so, wie man ihn, bey der Liebe, die zwischen diesen beyden herrschte, denken kann. Des Grafen Herz hing an Agnesen, das ihrige an ihn. Sie beweinte an seinem Halse die traurige Pflicht, ihrem Gemahl folgen zu müssen, eine Pflicht, deren sie sich gleichwohl auf keine Art hätte entziehen mögen.

Bleib bey deinem Vater, Geliebte, sagte Gebhard, der ihre Angst sahe, mit unterdrücktem Schmerz, bleib an dem Orte der Sicherheit, bis du weißt, welches Schicksal du mit deinem unglücklichen Gemahl theilen sollst. — Agnes stutzte eine Weile, vergeblich den Zug der Verzweiflung in dem Gesicht des Gemahls, mit dem gesetztern Kummer in den Blicken ihres Vaters, wählte, warf sich noch einmal in die Arme des letztern, und riß sich denn mit gefaßtem Muthe empor, dem erstern zu folgen.

Gehe hin, meine Tochter! rief Graf Mannsfeld, dies wärs was ich von deiner Mutter in ähnlicher Lage erwartet hätte. Ich tadle dich nicht, du folgst deiner Pflicht. Mein Segen begleitet dich, vielleicht ists der letzte, den du aus meinem Munde hörest.

Der Prinz von Oranien hatte für eine Begleitung gesorgt, welche die Reise Gebhards und Agnesens sicher und gefahrlos machen mußte. Ihr eigenes Gefolge war gering, das Unglück hatte es klein gemacht. Agnes hatte ihre beyden treuen Freundinnen, die geschworen hatten, sie nicht zu verlassen, zu Begleiterinnen, und ihrem Gemahl folgte ein einiger Edelmann. Welch ein Unterschied von dem Gedränge schmeichelnder Höflinge, das sie in bessern Tagen umringte!

Der Prinz von Oranien, ihr großmüthiger unbekannter Freund, erwartete sie zu Delft mit Ungeduld, und ließ sie auf eine Art einholen, welche von der Achtung zeigte, die er gegen einen unglücklichen Fürsten hegte, dem sonst jedermann den Rücken wandte. Agnes fand in der Gräfin von Hohenlohe, einer Tochter des Prinzen, welche eben angelangt war, ihren Vater zu besuchen, eine liebenswürdige Freundin, und Gebhard war bald von dem edeln Wilhelm, der in ihm alles fand, was er vermuthet hatte, unzertrennlich.

Gebhards erste Bemühungen in seiner nunmehrigen Ruhe, gingen, unter Wilhelms Vorsprache, nach jenem Bisthum, das er einst verschmäht hatte. Lauenburg war auch hier ihm hinderlich. Er wollte sich zu Strasburg trösten, daß ihm die Hofnung

auf den köllnischen Churhut fehlgeschlagen war. Ein solcher Mitbewerber war Gebharden widrig; er gab bey ziemlich guten Aussichten die Sache auf, und der Prinz von Oranien war so wenig dawider, daß er sich vielmehr darüber zu freuen schien.

Nicht leicht ist auch die edelste Handlung ganz ohne Beziehung auf eigenen Nutzen; es ist möglich, daß auch Wilhelm von Oranien, indem er den ehemaligen Churfürsten von Kölln zu sich berief. Absichten hatte, die Gebhards Wohl nicht einig zum Grunde hatten; sie sind nie völlig kund worden, aber sich mochten seyn, welche sie wollten, so läßt sich aus Wilhelms übrigen Charakter urtheilen, daß Gebhard bey Ausführung derselben nicht verloren haben würde.

Es war dem Prinzen vielleicht blos darum zu thun, einen Freund um sich zu haben, auf den er sich verlassen konnte, da die meisten von denen, die ihn umringten, sein Vertrauen nicht zu verdienen schienen, und diejenigen, welchen die Natur das nächste Recht auf dasselbe gab, weit von ihm getrennt lebten. Seine Töchter waren vermählt, die Gräfin von Hohenlohe war die einige, die er seit mehreren Jahren gesehen hatte. Von seinen Söhnen lebte Prinz Moritz in seiner Nähe, ein junger feuriger Herr, voll Plane zu großen Dingen, voll unruhiger Herrschbegierde, der seinem Vater aber eben aus diesem Grunde oft verdächtig ward.

Wil=

Wilhelms ältester Sohn, Philipp, befand sich schon seit länger als funfzehn Jahren in der Gewalt der Spanier, der alten Feinde seines Vaters. Wilhelm liebte ihn, gönnte ihm nach seinem Tode, den er, Gott weiß aus welcher Ahndung, sehr nahe glaubte, seine Lande vor allen seinen Brüdern; und dennoch war etwas in seiner Seele, das ihn verhinderte, ihm ganz zu trauen. Die Spanier, so pflegte er oft zu sagen, haben sich einen Sclaven an ihm erzogen, sie werden ihm einst den Besitz seiner Lande vielleicht weder entziehen können, noch entziehen wollen, er wird herrschen — aber zugleich ihnen dienen, und alles, was ich für Freyheit und Unabhängigkeit heran gearbeitet hatte, wird verloren seyn.

Wilhelm zitterte aus noch einem Grunde vor seinem Sohne, der Unterschied der Religion machte ihn ihm furchtbar. Wilhelm war ein eben so eifriger Protestant, als Philipp ein Anhänger der gegenseitigen Parthey; dieses setzte die Wünsche des ersten, seine Hofnungen und seine Plane für die Zukunft in unaufhörlichen Widerspruch; er hatte einen Freund nöthig, der dieselben berichtigen und ausführen half, und er irrte vielleicht nicht, wenn er glaubte, denselben in Gebhard gefunden zu haben, der ihm schon wegen seines Eifers für den Protestantismus merkwürdig war, und es ihm durch die tapfere Art, sich im Unglück aufrecht zu erhalten, noch mehr wurde. — Er dachte ohne Zweifel ihn durch Wohltha-

ten dermassen an sich zu verbinden, daß er hoffen konnte, einst nach seinem Tode einen Mann zurückzulassen, in dessen Händen das Wohl seines Landes und seines Sohns, das Beste des Protestantismus und die aufkeimende Freyheit in gleich guten Händen wäre; große, für Gebharden so rühmliche als glückliche Plane, die man bey der schnellen Aenderung, die der Tod dazwischen brachte, nur muthmaßen, nicht gewiß behaupten kann.

An Wilhelms Hofe gab es zwey Personen, die zwar Gebharden, den angehenden Busenfreund des Prinzen, so wohl schmeichelten, als all die andern, vor welchen aber von Anfang ein festgesetzter Widerwille in seiner Seele Platz genommen hatte; der erste war der Herr von Blacon, ein Mann, den Wilhelms ehemalige Gnade so groß gemacht hatte, daß man ihn furchtbar nennen konnte; und Gerard, ein junger Edelmann von denen welche zunächst zur Bedienung des Prinzen bestimmt waren.

Wilhelms Herz vereinigte sich mit Gebharden im Mistrauen wider den ersten, aber desto fester und inniger war es für den andern eingenommen. Der junge Gerard vereinigte mit einer einnehmenden Gestalt, einen hinreissenden Tugendschein, und in Aeusserungen von Religiösität ging er so weit, daß er seinem Herrn so ehrwürdig als andern, besonders unserm Gebhard verdächtig ward.

Niemand konnte wohl fester und inniger an dem hängen, was er für Wahrheit erkannte, als der unglückliche Churfürst von Kölln. Was hatte er seinen Ueberzeugungen nicht alles aufgeopfert! Diejenigen, welche glauben, er habe seine Religion um der schönen Agnes willen geliebt, thun ihm unrecht, der ganze Glanz seiner Geschichte, wenn er meinen Lesern noch im Andenken ist, muß sie hievon überzeugen. Noch kürzlich hatte man ihm Vorschläge gethan, die ihm den Besitz fürstlicher Hoheit, den Besitz seiner Agnes versicherten, wenn er nur in den Schooß der Kirche, aus welchem er entflohen war, zurückkehren wollte. Seine Sachen standen damals so, daß er auf den Verweigerungsfall nicht nur das erste, nein, auch das andere, den Besitz seiner Agnes, verloren geben mußte; er glaubte sie in Feindes Händen, und konnte denken, daß nichts als Einwilligung in alles, was man verlangte, sie ihm wiederschenken könnte. Dennoch blieb er standhaft. Leben, Ehre, Hoheit und Liebe opferte er der Religion auf, die er bekannte, aber — er trug seinen Eifer für dieselbe nie zur Schau. Die Andacht muß im Herzen wohnen, sagte er oft, nicht der Aussenseite zum Schmuck dienen. Der Heilige mit der sichtbaren Glorie ums Haupt, giebt mir viel Verdacht, ein Bösewicht zu seyn.

Bey Grundsätzen, wie diese, mußte Gebhard dieses lebendige Madonnenbild, diesen Gerard, hassen, den man Tag und Nacht betend und stöhnend

fand, der überall den Psalter in der Tasche mit sich herumtrug, allem, was den Namen eines Protestanten führte, auf die niedrigste Art schmeichelte, und die Gegenparthey mit einer Wuth, die Gebhard nie an einem seiner Glaubensverwandten wahrgenommen hatte, in den Abgrund der Hölle verfluchte. —

Es war fast unglaublich, wie sich Wilhelm von einer so grob aufgetragenen Schminke täuschen ließ, auch glückte es würklich endlich Gebharden, den Menschen, den er für gefährlich hielt, von der nähern Bedienung des Prinzen zu entfernen. — Ursach, auf diejenigen aufmerksam zu seyn, welche Wilhelmen umgaben, war genug vorhanden. Ein in der Dunkelheit auf ihn gezucktes Eisen, da er gewiß zu seyn glaubte, niemand als seine treusten Leute um sich zu haben, ein in der Morgensuppe genossenes Gift, dessen Wirkung nur der Umstand zernichtete, daß er es nicht allein bekam, sondern diesmal Gebharden und den Grafen von Leicester, den englischen Gesandten, an seinem Frühstück Theil nehmen ließ, waren Anmahnungen nicht sicher zu seyn, und sich all derjenigen Personen zu entschlagen, welche nur das Geringste an sich hatten, das Verdacht erregen konnte.

Von dieser letzten Begebenheit der mißlungenen Vergiftung wird es nöthig seyn, etwas mehr zu sagen, weil sie in der Folge nur gar zu viel Einfluß auf das Schicksal des unglücklichen Gebhard hatte.

Er und Leicester besuchten den Prinzen einst beym Frühstück, das, nach damaliger Gewohnheit, in nichts als in einer starken mit allerley Wurzeln abgekochten Fleischbrühe, und etwas weissen Brod bestand. Der Engländer, gewohnt mit dem großen Prinzen von Oranien im vertraulichen scherzenden Ton zu sprechen, machte eine Vergleichung zwischen dem, was er vor sich sah, mit den Frühmahlzeiten seines Vaterlands, und erhielt von dem Prinzen das Versprechen, des nächsten Tages ein englisches Frühstück bey ihm einzunehmen; die einige Bedingung war, daß auch er jetzt sich setzen und kosten möge, was er zu verachten vorgab. Leicester genoß wenige Löffel, aber Gebhard ward von seinem Freunde genöthigt, zur Beschämung des Fremden, bis auf die letzt auszuhalten. Im Grunde hatte die Suppe weder dem einen noch dem andern recht geschmeckt, und die Ursach zeigte sich bald. Wilhelm hatte, ohne es zu wissen, seine Gäste zu einer Giftmahlzeit genöthigt, Leicester kam blos mit einem leichten Erbrechen davon, aber der Prinz und Gebhard erkrankten so gefährlich, daß man urtheilen konnte, was dem wiederfahren seyn würde, der die zugemessene Dose allein bekommen hätte.

Diese Begebenheit war so beschaffen, daß sie wohl Aufmerksamkeit und strenge Untersuchung nach sich ziehen mußte; sie waren fruchtlos, alle Bedienten des Prinzen waren schuldlos erkannt worden, und der Fehler mußte an

der zufälligen Schädlichkeit der Petersilie gelegen haben; ein Vorgeben, welchem die Aerzte nicht so, wie sie gesollt hätten, widersprachen.

Gebhards und Wilhelms Wiederherstellung, welche ziemlich bald erfolgte, brachte das Ganze als einen unglücklichen Zufall in Vergessenheit, und selbst Gebhard schien hier endlich der gemeinen Meynung nachzugeben, und seine immer behauptete Furcht vor heimlichen Nachstellungen zu verabschieden; bis schnell und unverwarnt der letzte Streich geschah, der nicht abgewendet werden konnte, und der auch Gebhards Glück in dem allgemeinen Untergang mit dahin riß.

Wilhelm, bereits von höhern Jahren, als der Theilnehmer des letztern Unfalls, Gebhard brauchte mehr Zeit, sich völlig zu erholen, als dieser unter der Pflege seiner treuen Agnes, beym Vollgenuß der besten männlichen Kräfte, zu seiner Genesung bedurft hatte, — Was hatte die treue Gemahlin nicht alles am Lager desjenigen geduldet, an dem ihr ganzes Herz, ihr Glück und ihr Leben hing, wie hatte sie getrauert, die sichere Ruhe auf dem Schlosse ihres Vaters, gegen die Gefahren, umgetauscht zu haben, die hier ihren Geliebten umschwebten! Gerettet war Gebhard nunmehr, zwar gieng er noch bleich und entkräftet umher, zwar prophe-

zeihten die Aerzte, er könne Zeitlebens ein Andenken von dem Delfter Frühstück behalten, doch war sein Befinden völlige Gesundheit, gegen das, was er an dem guten Prinzen von Oranien bemerkte, den er, seit er wieder ausser dem Bette seyn konnte, wenig verließ, und dessen Herz er durch die bezeugte Anhänglichkeit immer noch mehr fesselte.

Es war auf Anrathen der Aerzte beschlossen, die schöne Jahrszeit auf einem benachbarten Lustschlosse des Prinzen zuzubringen, die dasige freye Luft sollte ihm volle Genesung bringen, und die dasige Einsamkeit sollte, so meynte der großmüthige Freund unsers Gebhard, ihm Muse und Gelegenheit geben, alles auszuführen, was er zu seinem Besten und zur Erreichung seiner eigenen Wünsche im Sinne hatte.

Theurer Gebhard, sagte er noch den Morgen vor dem Aufbruche, zu seinem Vertrauten; Ihr seht die Hinfälligkeit meines Lebens, Gott friste es mir nur noch so lange, als es nöthig ist, die Sache der Freyheit und Religion sicher zu stellen. In Euren Händen wünschte ich alles zu lassen, ihr würdet gut enden, was ich begann. — Nicht diese traurige zweifelnde Miene, edler Mann! nicht dieses Mistrauen in Eure Kräfte! — Ich weiß, was ihr sagen wollt, ihr wiederholtet mir es schon oft, wenn ich mit Euch aus diesem Tone sprach! — Wie kann man, so sagtet ihr, dem, der sein eignes Glück nicht zu erhalten wußte, das fremde an-

vertrauen? — Aber ihr bedachtet nicht, daß in Eurer eigenen Sache alles wider Euch war, nichts Euch unterstützte; dies soll hier, gefällts Gott, der Fall nicht seyn. Wenn ich das Schicksal meiner Lande, das Eigenthumsrecht meines Sohns, den Sturz der Blacons und andere heimlichen Feinde in eure Hände lege, so werde ich Euch auch hinlängliche Macht zur Ausführung hinterlassen, und in Summa bey meinem Leben alles so machen, daß Euch nach meinem Tode nur wenig zu thun übrig bleibt. Die frohe Zeit der Muse und gänzlicher Entfernung von denen, die ich hasse, soll diesen großen Dingen gewidmet seyn, welche berichtigt zu sehen ich vor Verlangen brenne.

So sprachen die beyden guten edlen Männer mit einander, auf deren Leben die Bosheit im Verborgenen lauerte, ach, es sollte noch manche Wolke vorüberziehn, noch manche Ströme von Blut sollten fliessen, ehe denen Unterdrückten all das Gute zu Theil werden konnte, das Wilhelm für Religion und Freyheit im Sinn hatte, und die Ausführung ganz nahe glaubte!

Die Gräfin Marie von Hohenlohe und unsre Agnes nebst ihren Damen, waren schon des vorigen Abends nach dem Sommeraufenthalt abgereist, wo sie für sich und ihre Lieben tausendfachen Vergnügen

entgegen sahen. Agnes besonders war entzückt, den Lärm der Stadt mit der Einsamkeit zu vertauschen, der sie immer hold war, und die ihr die seligsten Tage ihres Lebens zurück rief. Das Gewühl des Hofs war ihr aus mehr als einer Ursache widrig, ihre Schönheit zog ihr lästige Anbeter zu, welche von der Hoheit ihres Standes nicht allezeit gleich gut zurückgeschreckt wurden. Die Bemühungen des Grafen Leicester waren immer noch die erleidlichsten, weil sie mehr der Gallanterie eines Mannes glichen, welcher gewohnt ist, jeder vorzüglichen Schönheit seine Anbetung zu bezeigen; aber der verwegne Blacon war mit seinen Zudringlichkeiten ganz unausstehlich, und fühlte Agnes den Verlust ehemaliger Hoheit in irgend etwas, so war es in der Unmöglichkeit, diesen mächtigen Bösewicht so zu demüthigen, als er verdient hätte.

Die Damen hatten auf dem Wege nach ihrem Tempel Plane zu einem kleinen ländlichen Feste gemacht, mit welchem sie den Prinzen überraschen wollten, der Geschmack der damaligen Zeiten war in solchen Dingen sehr von dem unsrigen verschieden, und wir verschonen unsere Leser mit der umständlichen Beschreibung dessen, was ihnen vielleicht nicht so gefallen würde, als den schönen und empfindenden Seelen des sechszehnten Jahrhunderts. Gnug für uns, daß Agnes und Marie von ihrem Einfall bezaubert, die halbe Nacht im Vorgenuß ihres Glücks schlaflos zubrachten, und mit dem Aufgang der Son=

ne wieder wach waren, um Anstalten zu dem zu machen, was den Vater und den Gemahl erfreuen, und sie einen Blick in die guten Seelen lassen thun sollte, die bereit waren, alles zu ihrem Vergnügen herbeyzurufen.

Der Plan war für die kurze Zeit bis zur Ausführung fast zu groß. Die geschäftigen Frauen ängstigen sich, daß der Mittag, da der Prinz erwartet wurde, zu zeitig anbrechen, und ihr Werk unvollendet finden möchte. Aber ach, der Mittag erschien, und brachte andere Besorgnisse mit sich. Das Fest war bereitet, aber der, zu dessen Ehre es abzielte, erschien nicht. Man wunderte sich, man bildete Muthmassungen, man fing an bange zu werden, man mußte Nachricht haben, und schickte Boten aus.

Die ersten blieben aus; so auch die andern, und die letzten, welche vielleicht mehr Eil haben mochten, böse Botschaft zu bringen als ihre Vorgänger, kamen mit Zeitungen zurück, welche die gute Welltrop, die bedenkliche Dinge zuvorsahe, vergebens von dem Ohr ihrer Gebieterin abzulenken suchte. Agnesens Begierde, Post von Delft zu haben, hatte ihre Anstalten vernichtet, sie selbst war dem Boten entgegen geeilt, und hörte nun aus seinem Munde, was keine Vorsicht, keine Einkleidung erträglich machen konnte.

Die Gräfin von Hohenlohe, welche nicht weit war, sahe sie mit dem Ankommenden sprechen, bleich werden, und sich an einen Baum lehnen um nicht um=

zusinken. Sie flog herbey, zu hören und zu helfen. Ach, Marie, stammelte Agnes, die noch Kräfte genug hatte, sich in die ausgebreiteten Arme ihrer Freundin zu werfen, wir sind verloren, Ihr habt keinen Vater, ich habe keinen Gemahl mehr!

Jede böse Zeitung ist, wie man zu sagen pflegt, immer nur zur Hälfte wahr, die muthige Gräfin von Hohenlohe, welche dieses oft gehört hatte, und welche hofte, die bessere Hälfte würde auf ihr Antheil fallen, ließ Agnesen unter den Händen ihrer Frauen, und flog nach Delft, sich von der wahren Lage der Sachen mit eignen Augen zu unterrichten; ach sie kam um Zeugin des schrecklichsten zu werden, was ihr begegnen konnte, Zeugin von dem Tode des besten Vaters, der bey dem ersten Schritt aus seinem Schlosse von einem meuchelmörderischen Schusse getroffen, unter den Händen der helfenden Aerzte, nur noch so lang gelebt hatte, um seine Tochter mit dem letzten scheidenden Blicke zu segnen, da der nahe Tod ihm bereits den Mund geschlossen hatte.

Gebhard, auf den ein zweyter Schuß gerichtet worden war, der ihn aber verfehlte, stand stumm und verzweifelnd an dem Bette des großmüthigen Prinzen von Oranien, in welchem er nicht allein den Freund, sondern auch den einigen Beförderer sei-

nes Glücks verlor. Der Anblick der Gräfin von Hohenlohe schreckte ihn auf einmal aus seiner Bewußtlosigkeit auf, er nannte den Namen Agnes, that noch einen Blick auf seinen sterbenden Freund (der ihn nicht mehr sahe, sondern die letzte Kraft seiner brechenden Augen in einen Blick auf seine verzweifelnde Tochter erschöpfte) — und verschwand aus dem Zimmer.

Ein schnelles ahndendes Gefühl sagte ihm, wie hülfsbedürftig seine Gemahlin in diesem Augenblick seyn müsse, wenn die Zeitung, die die Gräfin von Hohenlohe herbeybrachte, auch ihr zu Ohren gekommen wär. Ach, er wußte nicht, daß man das Herz der unglücklichen Agnes mit einem doppelten Pfeil durchbohrt hatte, wußte nicht, daß sie auch ihn ermordet glaubte, und daß nur seine schnelle Erscheinung ihre scheidende Seele aufhalten konnte!

Er handelte, als wenn er es gewußt hätte, er flog uach dem Schlosse, wo seine Gemahlin zurückgeblieben war, und Agnes, die mehrere Stunden lang sich nur in den Armen ihrer Damen erholt hatte, um in neue Bewußtlosigkeit zurückzusinken, erwachte zuletzt an dem Busen ihres Gemahls, dessen Anblick das beste Heilmittel für ihren trostlosen Zustand war.

Ich lebe, Geliebte! rief Gebhard, indem er die entzückte Agnes fester an sich drückte. Der Pfeil des Todes verfehlte meine Brust, der Engel der Liebe schützte mich!

Eigentlich war es nicht der Engel der Liebe, sondern der Freundschaft und Dankbarkeit, welcher ihn vor der Bosheit des Meuchelmörders deckte. Der Prinz von Oranien fiel an Gebhards Seite, seine erste Bewegung war ihn in seine Arme aufzufangen, dies veränderte seine Lage, der auf ihn gezielte Schuß ging über ihn hin, und verletzte einem der Umstehenden den Arm. Diese Vorgänge, das Werk weniger Augenblicke wurden der Anfang der größten Verwirrung. Ein betäubendes Geschrey tönte aus dem Munde der Volksmenge, die sich versammelt hatte, den geliebten Prinzen abreisen zu sehen, die sich seines vor kurzem geretteten Lebens freute, und schon den Zuruf daurenden Glücks auf der Zunge hatte, als sie ihn durch die schwärzeste Bosheit, schnell wie Gedanken vor ihren Augen in einen Sterbenden verwandelt erblickte.

Aller Hände streckten sich nach dem sinnlosen Meuchelmörder aus, welcher sich nicht verbarg, sondern freudig aus seinem Schlupfwinkel hervortrat, und sich in die Gewalt derer lieferte, die ihm mit augenblicklicher Rache drohten, und ihn in Stücken zerrissen haben würden, wenn die Diener der Gerechtigkeit ihrer Göttin dieses Opfer nicht zu ausgesuchtern Qualen hätten aufbehalten wollen.

Es war der elende Gerard, der, indem er seine Waffen von sich warf, mit hohem Triumpf rühmte, wie er nun die glorreichste That seines

Lebens geendet, und die beleidigte Religion mit dem Blute eines ketzerischen Fürsten ausgesöhnt habe.

Wisset, schrie er, mein Leben ist mit grossen Sünden befleckt, nichts konnte dieselben büssen, als der Streich, um welchen ihr mich nun den Märtyrertod wollet leiden lassen. Dank euch für die Krone, die ihr mir darbietet! ein Sünder, wie ich, konnte dieselbe nimmer hoffen! ach, durch neue Versündigungen mußte ich zu dem Gipfel empor glimmen, den ich nun erreicht habe. Ich mußte die Anhänglichkeit an eine Sekte heucheln, die ich verfluche, und mich aus dem Schooße der heiligen mütterlichen Kirche losreissen, zu der ich nun rein und ausgesöhnt zurückkehre.

Der Unsinn des Fanatikers wurde mit neuem Wuthgebrüll des rasenden Pöbels beantwortet, und man mußte den Elenden schnell auf die Seite schaffen, wenn ihm die blutige Martyrerkrone, die er sich träumte, nicht in diesem Augenblicke aufgesetzt werden sollte.

Das Toben des Volks, das um den Verlust seines Prinzen nicht weinte, sondern raßte, verbitterte die letzten Augenblicke des grossen Mannes, der hier gefallen war. Man hatte ihn aufgehoben, und war kaum im Stande, ihn durch die herbeydringende Menge die Stufen des Pallasts hinauf zu bringen. Die schwache Bewegung seiner Hand gebot Friede. Sein erschüttertes Nervensystem litt unaussprechlich

durch das Getümmel wütender rachsüchtiger Liebe, das ihn umringte; man verstand ihn nicht, man wütete fort, und er mußte sich in die entlegensten Zimmer seines Schlosses bringen lassen, um nur in Friede sterben zu können.

Er verlangte ganz allein mit den Personen zu seyn, die zu seinem Beystand nöthig waren, nur der weinende und verzweifelnde Gebhard ward durch einen Wink von ihm ausgenommen; er schien ihm viel zu sagen zu haben, er bewegte die Lippen, um Worte auszusprechen, die auch das ganz nahe zu seinem Munde geneigte Ohr schon nicht mehr verstand. Gebhards Hand ward fest in der seinigen gehalten, bis der Tod sie erstarren machte, und seine Augen hafteten nur auf ihn, bis die Erscheinung der Gräfin von Hohenlohe den letzten Scheideblick ihres Vaters auf sie lenkte, und ein schneller Gedanke an Agnes den Mann, der in Wilhelm alles verlor, bewog, den sterbenden Freund zu verlassen, um der bedrängten Geliebten zu Hülfe zu eilen.

Dies waren die nähern Umstände des grauenvollen Vorgangs, der die ganze Gegend umher, so wie ihn das Gerücht weiter trug, mit Entsezzen und Verwirrung erfüllte. Agnes hörte sie aus dem Munde ihres Gemahls, und so viel sie auch bey dem

Tode ihres Wohlthäters empfand, so sehr sie den Einfluß überschaute, den er auf ihr eignes Schicksal haben mußte; so war doch ihr Schmerz nichts gegen die Verzweiflung, die sie damals fühlte, als sie glaubte, auch den Gemahl verloren zu haben.

Gebhards Gegenwart linderte alles, versüßte alles, und dankende Freudenthränen, nur ihn gerettet zu sehen, mischten sich in die Ströme bitterer Zähren, die hier um den Prinzen von Oranien vergossen wurden.

Die Posten, welche von Delft herüber kamen, wurden immer bedenklicher. Man sahe immermehr daß der Tod des grossen Wilhelms, bey seinen Freunden nicht nur tiefes Trauern, nein auch Besorgnisse wegen ihrer Sicherheit erregen mußte. Blacon ergrif, sobald der Prinz die Augen geschlossen hatte, die Zügel der Regierung; er hatte Macht dasjenige wessen er sich anmaßte, zu behaupten. — Auf der andern Seite gab sich Prinz Moriz, der Bruder des gefangenen Philipps die Miene, die Rechte seines Bruders zu vertheidigen, welche Blacon durch sein eigenmächtiges Verfahren nicht verletzt haben wollte. — Alles ward Unruhe, alles Verwirrung, niemand konnte mehr auf persönliche Sicherheit rechnen. Selbst die Gräfin von Hohenlohe hielt es fürs beste, sich von dem Schauplatz der Zerrüttung zu entfernen. Sie hatte nicht Zeit, ihre Freundin Agnes wiederzusehen, aber

aber sie ließ ihr durch vertraute Hand rathen, auch sie möchte auf einen andern Zufluchtsort denken, und ihren Gemahl bereden, das nemliche zu thun. ein Rath, der Gebharden noch am nemlichen Tage, auch durch einen andern Freund gegeben wurde, den er so wenig, als die Gräfin von Hohenlohe, wegen Nebenabsichten im Verdacht hatte.

Graf Leicester, der nur mit dem **Prinzen von Oranien** Geschäfte gehabt hatte, und hoffen konnte, nach dem Tode desselben die Niederlande auf ganz andre Art wieder zu sehen, kehrte nach seinem Hofe zurück, und wollte nicht versäumen, vor seinem Abzug, Gebharden und seine schöne Gemahlin noch einmal zu besuchen. Was er ihnen über die gegenwärtigen Aspekten sagte, war das nemliche, was ihnen bereits die Gräfin von Hohenlohe hätte sagen lassen; die Nothwendigkeit schneller Entfernung aus diesen Gegenden.

Er rieth Gebharden, da er in dem ermordeten Prinzen einen so mächtigen Schützer verloren hätte, seine Zuflucht zur Königin von England zu nehmen. Er erbot sich, dafern er sich schnell zu diesem Schritt entschliessen könnte, ihn und Agnesen selbst, in ein Land, an einen Hof zu bringen, wo er sich ihnen für die freundschaftlichste Aufnahme verbürgen könnte. Gebhard sah das gute und annehmenswürdige, das in diesem Vorschlag lag, auf das lebhafteste ein, aber — es fehlte ihm an der Möglich-

keit, so schnell zur Ausführung desselben bereit zu seyn, als hier bey Leicesters schleuniger Abreise nöthig gewesen wär. — Die Hinderung lag in dem Gesundheitszustand des unglücklichen Mannes, auf dem erst jetzt das Unglück von allen Seiten loszustürmen begunnte.

Gebhard hatte sich nach dem gefährlichen Frühstück, dessen wir im Vorhergehenden gedacht haben, zwar merklich erholt, aber doch nicht so, daß er solche Stürme, als die, welche ihn in den letzten Tagen betrafen, ohne den größten Nachtheil hätte ausdauern können. Welche Empfindung, den Freund, den Wohlthäter fast in seinen Armen ermordet zu sehen! welche Todesangst bey seinem Verlust! Welche Besorgnisse für die Zukunft! — Diese Leiden der Seele wären schon hinlänglich gewesen, einen durch Gift geschwächten Körper völlig niederzuwerfen, aber kleine Unvorsichtigkeiten, welche einem Mann, der im höchsten Affekt sich selbst vergaß, wohl zu gut zu halten sind, machten den Schaden, den die ersten angerichtet hatten, äusserst gefährlich. Gebhard, dem die Aerzte alle heftige Bewegung untersagt hatten, der die vorgehabte Reise an der Seite des Prinzen in einem sanften Wagen zurücklegen sollte, hatte seinen Zustand in dem Augenblick des Kummers um Wilhelm, und der Angst um Agnes, so ganz aus dem Gesichte verloren, daß er sich auf das erste beste Pferd warf, um zu der letzten zu eilen, und ihr durch seine Gegenwart das Gefühl des Entsetzens zu erleichtern.

Ohne Ruhe hatte er mehrere Stunden fortgejagt, bis ihn ein fürchterlicher Bluthusten nöthigte abzusitzen, und einige Hülfe in einem Bauerhause anzunehmen. Der Weg, der noch bis zu dem Lustschlosse übrig war, betrug kaum eine halbe Stunde; so bald er sich ein wenig erholt hatte, legte er denselben mit besserer Behutsamkeit zurück, und war wirklich stark genug, seine Gemahlin, so wie wir gesehen haben, in ihren Leiden zu unterstützen; aber — das Uebel kehrte zurück, und zu der Zeit, da der Graf von Leicester erschien, weinte Agnes wirklich an dem Bette ihres bis zum Tode entkräfteten Gemahls. Wo war hier für ihn die Möglichkeit zu einer so grossen Reise, als ihm der Engländer vorschlug!

Leicester, dem es vielleicht hier überhaupt mehr um Agnes als um Gebhard zu thun seyn mochte, that den Vorschlag, sie solle ihm erlauben, nur sie an den Hof einer Königin zu begleiten, die, wie er rühmte, ihre offene Arme entgegenbreiten, und nicht säumen würde, ihren Gemahl schleunig nachholen zu lassen, der ja indessen seiner Genesung unter guter Pflege abwarten könne, bis er selbst im Stande wär, die Früchte von der Vorbitte der schönen Agnes zu geniessen. — Dann, sagte Leicester, zögern dürfen wir nicht, wenn wir etwas Gutes schaffen wollen. Es giebt Augenblicke, wo die Herzen der Grossen günstigen Eindrücken offen stehen, und ich darf sagen, daß der gegenwärtige ein solcher ist. Die Er=

mordung des grossen Prinzen von Oranien ist noch neu, das unglückliche Schicksal des Churfürsten von Kölln, und seine Leiden für die Wahrheit, sind noch neu, die Erscheinung seiner schönen Gemahlin giebt dem ganzen mehreres Interesse, und wir können grosse Dinge erwarten, wenn wir den glücklichen Zeitpunkt nicht versäumen.

So redete Leicester, man fühlte das Wahre oder Wahrscheinliche in seinen Worten, aber ob man im Stande war, sich nach seinem Rathe zu bequemen, dies läßt sich leicht berechnen. Agnes hatte jetzt nichts angelegentlicheres, als die Pflege ihres kranken Gemahls; ihn verlassen konnte sie nicht. Mit Leicestern zu reisen hatte sie wenige Lust, und sie mit Leicestern reisen zu lassen, dazu bezeigte auch Gebhard, der in der letzten Epoche seines Lebens nicht ganz frey von Eifersucht war, kein sonderliches Belieben. Man war also genöthigt zu den dringenden Bitten des Grafen, Nein zu sagen, man that es auf die beste Art von der Welt, schützte die Unmöglichkeiten vor, die ihm selbst einleuchten müßten, und empfahl den angemutheten Schritt, wenn man ihn in der Zukunft thun könnte, seinem Schutz und seiner Vermittlung; Leicester machte auch zu allem eine ziemlich gefällige Miene, doch schied er mit dem Wesen eines Mannes, der seine Absicht verfehlt hat, und nicht ganz mit denen zufrieden ist, denen er diese Fehlschlagung zuschreibt.

Nach Leicesters Abschied, nach der Abreise der Gräfin von Hohenlohe, nach so manchen Warnungen, so manchen Erfahrungen von der Gefährlichkeit seiner Lage, hatte Gebhard nichts weiter zu thun, als seine Abreise zu beschleunigen, und man wartete nur den ersten Grad von Wiederherstellung seiner Kräfte ab, um sich auf den Weg zu machen.

Wohin, war eine grosse Frage, welche Agnes durch Nennung des Namens ihres Vaters entschied; aber Gebhard hatte keine Lust, Graf Mannsfelden in seiner verschlimmerten Lage, die, wie er meynte, ihm eine noch kältere Aufnahme als zuletzt verschaffen würde, wieder zu sehen, auch fürchtete er sich vor Winken auf verschmähte Warnungen, die dem Unglücklichen allemal ein Dolch im Herzen sind. Agnes glaubte sich für ihren Vater verbürgen zu können, daß keins von diesen kränkenden Worten über seinen Mund gehen würde, da sie sich aber nicht für seine Gedanken verbürgen konnte, so blieb Gebhard, den Krankheit und Misgeschick äusserst empfindlich gemacht hatten, auf dem Entschluß, lieber Appolloniens Antrag Gehör zu geben, die es sich zur Freude machte, ihrer Freundin alle ihre Schlösser, so viel derer waren, zum Aufenthalt anzubieten, und die es mit Entzücken anhörte, daß die Entscheidung günstig für sie ausfiel.

Agnes wär lieber in die Arme ihres Vaters zurückgeeilt, aber — sie mußte gehorchen, und die Reise nach den sieben Bergen ward angetreten.

Die Frau von Bassenheim, welche eher nach ihren Besitzungen aufgebrochen war, als ihre hohen Gäste, empfieng sie zu Drachenfels auf die Art, welche unsere Leser ihrem Herzen, ihrem Verstande und der zärtlichen Rücksicht auf alles, was den Ankommenden Freude machen konnte, zutrauen werden.

Gebhard und Agnes fanden auf der Burg Stromberg, die Appollonie wegen ihrer vorzüglichen Lage, zur Residenz ihrer Agnes gewählt hatte, alles wie zu lebenslänglichem Aufenthalt zubereitet, auch waren es mehrere Jahre, die sie hier zubringen sollten; Jahre jener stillen unabgeänderten Ruhe, die nur dem Glücklichen angenehm, Personen in Gebhards und Agnesens Lage, sie mögen auch sagen was sie wollen, lästig und langweilig ist. Beyde versicherten sich unaufhörlich, sie seyen hier glücklich, sehr glücklich; aber insgeheim quälte Gebharden das Andenken ehemaliger Hoheit, und gewisse körperliche Gefühle, die er Agnesen verschwieg, um ihr traurige Ahndungen zu ersparen, die sich ihm selbst nur allzuoft aufdrangen. Sie hingegen weinte in der Stille über eben das, was er sich ihr zu verbergen quälte, und was sie nicht zu merken vorgab. Auch seufzte sie unaufhörlich nach dem Umgange ihres guten Vaters, den sie all diese Zeit über, wegen Unsicherheit der Wege, nur einmal sehen konnte, und ach, dessen Verlust ihr so nahe bevorstand!

Graf Mannsfeld starb, ohne die Beruhigung zu haben, seine Agnes vor seinem Abschied noch zu

segnen, und seine Augen von ihrer Hand geschlossen zu wissen. Bittre schmerzliche Thränen flossen seinem Andenken, solche, wie wir sie nur den letzten unserer übriggebliebenen Freunde nachweinen; Agnes konnte ihren Vater mit Recht den letzten ihrer Freunde nennen, denn Gebhard? — welch eine schwache Stütze für sie! auch gewährte ihr sein Umgang bey weitem jetzt nicht den Trost, den sie sich in den Armen ihres Vaters versprochen hätte; sie war nicht allemal ohne heimlichen Unwillen gegen ihren Gemahl, daß er ihr die Genugthuung an der Seite ihres Vaters zu leben entzogen hatte, auch hatte Kränklichkeit und Unglück Gebhards Gemüthsart sehr verändert, er war nicht mehr derselbe, wie im Frühling der Liebe und des Glücks, Andenken an die glückliche Vergangenheit, und Grübeln über die düstre Zukunft brachte Schwermuth, körperliche Schwäche Eigensinn, Mangel an würdiger Beschäftigung Langeweile herbey, und man weiß, wie sehr diese drey Dämonen das Leben verbittern können.

Agnes hatte Geduld und Mitleid gelernt, auch liebte sie ihren Gebhard noch ganz mit der ehemalichen schwärmerischen Zärtlichkeit; aber — ihr Loos ward darum nicht glücklicher. Ihre Liebe für den Mann, der auch sie noch anbetete, wie am ersten Tage ihrer Verbindung, machte ihr das Gefühl, daß er sie oft aus lauter Liebe quäle, zur Sünde, jede heimliche Klage über ihn zum Verbrechen. Sie war nicht nur unglücklich, nein, auch uneinig und

unzufrieden mit sich selbst; ein Umstand, der unser Leiden allemal, fast bis zum Unerträglichen erschwert.

Gebhard kehrte in der Zeit der langweiligen Muße allmählich zu seiner ehemaligen Lieblingsbeschäftigung, zur Astrologie, zurück. — Agnes welche diese Wissenschaft aus mehr als einer Ursach haßte, wagte jetzt, was sie sonst nie zu wagen pflegte, Einrede und behutsame Abmahnungen. Ihre Gründe waren so stark, als ihre Worte sanft waren, auch schien sie zu siegen. Wenigstens für den gegenwärtigen Augenblick überzeugt, umarmte sie Gebhard, und versprach, ihre Winke nicht zu verschmähen. Aber im Grunde hatte sie nichts gewonnen, als daß ihr Gemahl, der ihr sonst sein ganzes Herz zu öfnen pflegte, nun anfing, Geheimnisse vor ihr zu haben. Nach kurzem Anstand wurden die tiefsinnigen Studien heimlich wieder hervorgesucht, halbe Nächte unter dem kalten Sternhimmel verwacht, und nicht die geringste Rücksicht auf den Schaden genommen, der für Leib und Geist aus diesen Uebungen erwuchs.

So groß derselbe war, so sollte er doch nicht der einzige seyn; Agnes sollte bald aus neuen seltsamen Schritten gewahr werden, daß ihr unglücklicher Gemahl wieder die Sterne zu Regierern seiner Handlungen angenommen hatte.

Gebharden war noch in dem Alter, da man den Gedanken unleidlich findet, auf der Stelle, wo man steht, sein Leben zu endigen. Er forschte nach, ob jenseit dieser peinlichen trägen Ruhe, in der er gegenwärtig lebte, und die er verabscheute, nichts mehr für ihn zu hoffen sey, und er war entzückt, daß die Antwort der Gestirne so ausfiel, wie er wünschte. Er glaubte aus einem nordwestlichen Lande eine Glückssonne für sich aufgehen, und dort ein wohlthätiges Wesen, Engel, Geist, oder Sterbliche zu seinem Besten beschäftigt zu sehen. Glück, Gesundheit, wiederkehrende Hoheit winkten ihm aus der Ferne, wenn er nur Muth hatte, die ersten Schritte darnach zu thun. Was waren dies für Schritte? welch ein Land, welch ein Wesen war es, dem er dies alles zu danken haben sollte? Doch Personen wie Gebhard, sind über Auslegungen niemals verlegen, und er überzeugte sich sehr bald, daß er sein Glück in England finden, daß die Hand der Königin Elisabeth es ihm darreichen, und eine Reise zu ihr ihn in den Besitz desselben setzen sollte; die alten Erbietungen des Grafen von Leicester waren es, die ihm wieder in den Sinn kamen, und ihn zu der Auslegung verhalfen, die jetzt dem Ausspruch der Gestirne angepaßt, und da, wo sie nicht zutreffen wollte, mit Gewalt dazu gezwungen wurde.

Die Reise nach England beschäftigte Gebharden jetzt unaufhörlich, und nie hatte er mehr

mit seinen Aerzten gezürnt, nie seine eigene Empfindung von Schwäche mehr beklagt, als jetzt, da er sich so wohl von dem einen als dem andern überzeugen lassen mußte: er könne nicht reisen. —

Wer sollte denn die Reise übernehmen? — Agnes? — Unmöglich war es ihm, sich von dieser geliebten Gesellschafterin, welche allein ihm noch sein Leben erträglich machte, zu trennen, unmöglich sie Gefahren auszusetzen, die er schon in Leicesters Gesellschaft scheute, und die ohne die Begleitung dieses grossen Mannes wohl noch mit mehrerm Recht für sie zu besorgen, waren. —

Nein, Agnesens Reise war unmöglich, die Sache konnte vorläufig durch Schreiben abgemacht werden, auch diese konnten der erste Schritt seyn, den die Gestirne forderten, sie mußten es sich schon gefallen lassen, daß man ihrem Ausspruch diese Deutung unterlegte.

Die Briefe wurden also geschrieben, geschrieben mit all der hinreissenden Ueberredungskunst, welche Gebhard noch nicht verloren hatte. Was er eigentlich von der Königin von England forderte, wissen wir nicht, genug er schrieb an sie, schrieb auch an den Grafen von Leicester, ihn an ehemahliche Versprechungen zu erinnern, und ihm seine Sache zu empfehlen.

Leicester war eben damals aus den Niederlanden nach England zurückgekehrt; die Rolle, die er

an dem Ort, den er verließ, gespielt hatte, und die glänzend genug war, selbst die Königin, die ihn liebte, eifersüchtig zu machen, hatte einen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesinnungen für alle Freunde gehabt. Gebhards erinnerte er sich gar nicht mehr, und nur Agnes kam ihm durch seinen Brief wieder in die Gedanken. Er beantwortete Gebhards Brief nicht, und sorgte, daß die Königin den, welcher an sie gerichtet war, so beantwortete oder beantworten ließ, wie es in seinen Plan taugte.

Elisabeths Antwortsschreiben an den unglücklichen Churfürsten von Kölln war das kälteste, trostloseste, damit jemals eine grosse Königin einen gedemüthigten Fürsten abfertigte; es war voll von Tadel und Berichtigungen vergangener unwiderruflicher Dinge, voll von guten Rath, der keinen andern Fehler hatte, als daß er sich nicht ausführen ließ, am Ende erschien ein wenig geistlicher Trost, und zu allerletzt, die Versicherung, daß man auf keine Art zu helfen wisse, aber dennoch sich unterzeichne, als Gebhards wohlafektionirte Elisabeth, Königin von England.

Dies waren also die herrlichen Dinge, welche die Gestirne ihrem Verehrer, aus dem nordwestlichen Lande hervorgehen liessen! dieß war die Verwendung des wohlthätigen Wesens, das dort für ihn geschäftig war! O verzweifeln hätte Gebhard mögen, all seine Hofnungen so gescheitert zu sehen;

zwar schob er die Schuld nicht auf seine überirrdischen Rathgeber, sondern nur, wie sich denn das gebührte, auf sich selbst, der etwa nicht die rechten Schritte zur Erreichung seines Glücks gethan haben mußte; aber, wie liessen sich diese Fehler verbessern? welche andere Wege sollte man gehen, da kein einiger sich dem Auge darbot? —

Gebhard gelobte sich in der Stille, dem geringsten Schimmer von Licht nachzugehen, das er in dieser dunkeln Gegend erblicken würde, und das Schicksal schien ihn bey dem Worte halten zu wollen. Elisabeths königliches Gnadenschreiben war nicht das einzige, das Gebharden heute aus England zukam, hier war noch ein Brief, zwar nicht an ihn, sondern an seine Gemahlin; Gebhard brannte vor Begierde seinen Innhalt zu wissen, er ward Agnesen ausgeliefert, und hier ist das, was sie aus demselben ihrem Gemahl vorlas.

Lady Johanna Gordon an Agnes von Mannsfeld.

„Bey einem andern Namen weiß ich Euch nicht zu nennen, ungeachtet ich vernehme, daß Euch das Schicksal zu der Gemahlin eines Mannes machte,

der euch in eurem Lande den Rang einer Fürstin gab, ob ihr gleich jetzt im Unglück schmachten sollt.

„Sollten die Gerüchte, welche hier von Euch gehen, nicht trügen, solltet ihr würklich Freundeshülfe von nöthen haben, warum wendet Ihr Euch nicht an mich? Habt ihr Johanne Gordon vergessen, die Euch schon einmal vom Abgrunde des Elends zurückriß? — Kommt nach England; all mein Vermögen soll zu Eurem Besten aufgeboten werden, und ich versichere Euch, dasselbe ist nicht klein. Vielleicht zeigen sich Aussichten für euch, die ihr nicht einmal ahnden könnt! Kommt, die ersten Winke davon zu hören aus dem Munde

Eurer geneigten Freundin

J. G."

Wir wissen nicht, wie unsern Lesern dieser Brief gefällt, Agnesen wollte er durchaus nicht behagen. Ganz unbekannt mit Gebhards englischer Korrespondenz wußte sie nicht zu errathen, wie sie zu diesem seltsamen Schreiben kam; der kalte Protektionston, der in demselben herrschte, war ihr beinahe beleidigend. Ihr Stolz empörte sich, daß man ihr eine Hülfe anbot, welche sie nicht gesucht hatte, auch bey ihren wenigen Bedürfnissen wahrhaftig nicht brauchte. Johannens Rückblick auf vergangene Begebenheiten,

deren sie nie gern gedachte, war ihr peinlich, auch hatte sie die Engländer bey demselben in einem Lichte erblickt, der sie keinesweges nach Erneuerung der alten Bekanntschaft begierig machte. Ein rachsüchtiges, stolzes, intriguantes Weib war keine Gesellschaft für die arme Agnes, und was hatte sie auch bey ihr zu suchen? Die Güter, welche sie sich einig zu Verbesserung ihres Zustands wünschte, die befestigte Gesundheit ihres Gebhards, Herzensruhe für ihn, und Wohlgefallen an der kleinen Sphäre, in welche ihn das Glück zurückgewiesen hatte, dieses waren Gaben, die sie nur von Gott erflehen konnte, und ausser denselben kannte sie kein Bedürfniß.

Diese Gefühle, welche Lady Gordons Brief so lebhaft in ihr rege machte, waren ganz das Gegentheil von dem, was Gebhard bey denselben empfand. Er konnte sich so wenig in ihren Kaltsinn, als sie in sein Entzücken finden, sie hatte sich wegen des ersten bald gerechtfertigt, aber um sie in Ansehung des andern zufrieden zu stellen, war es nöthig, daß Gebhard sie mit all den Schritten bekannt machte, die er bisher ohne ihr Wissen gethan hatte.

Agnes versank in tiefes Nachdenken. O Gebhard! Gebhard! rief sie endlich, was soll ich zu allen diesen Dingen sagen? Ich maße mich nicht an deine Rathgeberin seyn zu wollen, aber so viel weiß ich, daß nichts als die Ueberzeugung, daß du hier nie meinen Beytritt erhalten haben würdest, dich gegen deine Ag-

nes unvertraulich gemacht haben kann. Du mußt es errathen, was ich von den fruchtlosen Bemühungen, uns noch einmal in die Welt zu wagen, uns noch einmal zu der verlornen Hoheit zu erheben, halte! Ruhe, Ruhe ist das einzige, was dich und mich beglücken kann! — Was soll uns die Hülfe der stolzen Königin von England? Aus was für einem Lichte dich ihr dein Schreiben darstellt, zeigt dir schon ihre Antwort, noch mehr der Brief der übermüthigen Gordon. — Ich verlange nicht nach England, dort Gnaden zu bitten, die ich entbehren kann. Ich flehe zu niemand, als zu meinem Gott, und jetzt zu dir, lieber unglücklicher Gemahl, um Beruhigung deines eigenen Herzens. Laß mich hier vor dir knien so lange, bis ich das Versprechen errungen habe, all deine weitaussehenden Plane in unsrer kleinen Sphäre zu beschränken. Wollte uns die Vorsicht noch einmal emporhelfen, wollte sie uns nahe liegende, leicht anzuwendende gewisse Mittel zu höherm Erdenglück zeigen; wohl gut! Aber warum sollen wir uns quälen, warum sollen wir uns erniedrigen, Dinge zu erlangen, die wir entbehren können?

Gebhard blieb unbeweglich bey den Bitten und zärtlichen Vorstellungen seiner klugen Gemahlin, es fehlte ihm nicht an Beredsamkeit, sie einigermassen mit seinen Planen auszusöhnen, aber ihren völligen Beyfall konnte er sich auf keine Weise ersiegen. Am unleidlichsten war es ihr, daß sie zum Werkzeug gebraucht werden sollte, dieselben der Ausführung näher zu bringen, und gleichwohl war dieses Gebhards ernstlicher Entschluß, seit er den Inhalt von Lady Gordons Brief wußte.

Alle Zweifel waren überwunden. Agnes sollte die Reise nach England unternehmen, für welche er sich zu schwach fühlte. Er litt unaussprechlich bey dem bloßen Gedanken, seine geliebte Lebensgefärthin auf einige Zeit von der Seite zu lassen, aber er hatte sich gelobt, den ersten Fingerzeig anzunehmen, was er zu Erreichung seiner Absichten zu thun habe, diesen merkwürdigen Fingerzeig glaubte er in Lady Gordons Briefe gefunden zu haben, und er hätte es für Sünde gehalten, demselben nicht zu gehorchen.

Wie wenig zuverläßiges oder entscheidendes in diesem seltsamen Schreiben lag, wie viel dagegen, das er gar nicht verstand, darum bekümmerte er sich nicht. Durch den Umgang mit den Gestirnen an mit Gewalt herzugezogene Deutungen gewöhnt, wollte er diese Dolmetschungsart auch auf die Sprache der Menschen übertragen, und so mußte er freylich in Lady Gordons Briefe alles finden, was er darinnen suchte.

Agnes weinte Tag und Nacht über die Reise, zu welcher sie sich nach langem Weigern verstehen mußte, und über die Trennung von einem Gemahl, der wahrhaftig ihrer sorgfältigen Pflege jetzt mehr als nöthig hatte; seine gänzliche Vernachläßigung seiner selbst, eine Folge der unabläßigen Beschäftigung mit überirdischen Dingen, begünstigte jede ihrer furchtsamen Ahndungen, was ihn in Abwesenheit seiner treuen leidenden Freundin begegnen könnte. O Gebhard! rief Agnes, als sie sich am Tage des Abschieds zum letztenmal in seine Arme warf, mein Herz bricht mir! Mich dünkt, ich scheide von dir auf ewig! — Noch jetzt, nimm noch jetzt deinen Entschluß zurück! noch liegt meine Hand in der deinigen, halte sie fest oder schleudre sie zurück, die Wahl ist entscheidend!

Gebhard nannte die Besorgnisse seiner Gemahlin schwermüthige Träume, empfahl ihr noch einmal seine Angelegenheiten, deren Betreibung er sie in mancher langen, für Agnes peinlichen Unterhaltung gelehrt hatte, drückte den letzten Scheidekuß auf ihre Lippen, und riß sich los, um in der Stille Gefühle auszuweinen, die er mit Mühe unterdrückt hatte, damit er die unglückliche Agnes nicht noch kleinmüthiger machen, damit er ihr verhelen möchte, daß in diesem Augenblick auch ihm Zweifel vorschwebten, die nur der feste Glaube an die Gestirne besiegen konnte.

Die Frau von Bassenheim hatte Agnesens Reisegefolge so glänzend gemacht, als Graf Mannsfelds Verlassenschaft und ihr eigenes Vermögen es verstattete; sie kannte die Welt, und wußte, daß besonders in einem Lande wie England alle Achtung, die ein Fremder erwarten kann, von dem ersten Eindruck abhängt, die er auf die Einbildungskraft dererjenigen macht, die seinen innern Werth noch nicht zu beurtheilen wissen.

Agnes durfte nicht in der demüthigen Gestalt einer Suplicantinn an Elisabeths Throne erscheinen, ehe Appollonie dieses geduldet hätte, ehe hätte alles aufgeopfert werden müssen. Das Vorurtheil, das sie aus dem Briefe der übermüthigen Gordon, den man ihr mitgetheilt hatte, muthmaßte, mußte getilgt werden, sie wußte ohnedem wohl, daß man am Throne der Fürsten mehr durch bescheidene Forderungen, als demüthige Bitten ausrichtet, und daß die ersten am besten bey einer glänzenden Außenseite, die von keiner dringenden Hülfsbedürfniß zeigt, gethan werden.

Auf diese Art geschah es, daß Agnes nach einer der glücklichsten Reisen, England als eine Fürstin betrat, die nur die Hülle eines bescheidenen Inkognito umgeworfen hat, und gutwillig einen Theil ihres Glanzes verbirgt. Sie erfuhren gleich bey ihrer Ankunft in London, daß Lady Gordon anwesend sey, aber es war ebenfalls nicht in dem Plan der

Damen, Audienz bey der Königin durch ihre Vermittelung zu suchen, und eben darum geschah es vielleicht, daß sie dieselbe desto leichter erhielten.

Die Frau von Bassenheim, deren Gemahl in einiger Verbindung mit dem Ritter Raleigh gestanden hatte, ließ sich bey diesem melden, und Agnes ward des andern Tages durch denselben, nebst zweyen ihrer vornehmsten Damen, Appollonien und der Frau von Welltrop der Königin vorgestellt.

Es ist möglich, daß die Sage wahr redet, welche versichert, es sey Raleigh nicht leicht geworden, bey der Königin Audienz für die Churfürstin von Kölln zu erlangen, von welcher Elisabeth sich vielleicht ganz falsche Vorstellungen machte; aber eben so gewiß ist es, daß ihre Aufnahme, als sie würklich erschien, die gnädigste war, die sich denken läßt.

Man war von allen Seiten in der Erwartung getäuscht, die man von einander hatte, und änderte also unvermerkt etwas in dem Betragen, auf welches man sich vorbereitet hatte.

Elisabeth sahe statt der gleichgültigen Figur, die sie in einer Teutschen vermuthet hatte, eine herrliche majestätische Gestalt, voll Anmuth und Würde, eintreten, die durch die Trauer, welche sie noch um ihren Vater trug, noch mehr Interesse erhielt. Der schwarze Schleyer bedeckte, nach damaliger Mode, das Gesicht bis an die Oberlippe, und auch dieser Um-

stand trug, wie wir in der Folge sehen werden, nicht wenig zu dem guten Empfang bey, welchen Agnes fand, obgleich einige unsrer Leser, welche wissen, wie schön sie war, muthmaßen möchten, der volle Anblick ihres reizenden Gesichts würde den günstigen Eindruck noch vermehrt haben.

So wie Elisabeth in der schönen Fürstin, die vor ihr stand, mehr erblickte, als sie vermuthet hatte, so sahe hingegen Agnes in der Königin von England — weit weniger, als das Gerücht von ihr ausbreitete.

Die schmeichlerische Sage maß dieser Dame eine Schönheit bey, welche sich fast nicht mit ihren Jahren zusammenräumen ließ; der Ritter Raleigh war jetzt noch Agnesens einiger Bekannter in England, war in diesem Stück besonders freygebig gegen seine Königin, und er hatte den teutschen Damen, des vorigen Abends, so viel von Elisabeths Reizen vorgesagt, daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn Agnes diejenige unter ihrem Gefolg gesucht hätte, in welchem sich in der That einige sehr schöne Personen befanden, die ihr nun als Königin gegen über stand, und sich von ihren Damen durch nichts auszeichnete, als durch den prächtigern Putz und das Bewußtseyn ihrer Hoheit, das ihr aus den feurigen scharfblickenden Augen leuchtete.

Elisabeth war von mittelmäßigem Wuchse, ihre Züge waren nicht schön und konnten ihre Jahre nicht Verleugnen, ihr Anzug war so bunt als prächtig,

und darum etwas geschmacklos; es schien, sie wollte durch die jugendlichen Farben desselben die Welt das Alter vergessen machen, das ihr selbst unmerklich herangeschlichen war. Das Inkonsistente in dieser Erscheinung verminderte die Ehrfurcht ein wenig, mit welcher Agnes sich der großen Königin nahte, ihre Anrede wurde freyer und gewann dadurch unendlich, so wie die Sprache, in welcher sie Elisabeth anredete, ihr zugleich einen neuen Vortheil in der Achtung dieser Dame gab.

Agnes sprach sehr gut Latein; um Elisabeth, die sich übrigen sehr gern in derselben anreden hörte, vollkommen zu gefallen, hätte sie fast etwas schlechter sprechen mögen; die Königin glaubte Meisterin in dieser Sprache zu seyn, und sah sich sehr ungern übertroffen.

Doch bey aller Würde, die Agnes zeigte, bey allen Talenten, bey aller Schönheit, war so wenig prunkhaftes und anmaßendes, daß ihr eins wie das andere verziehen ward, und die erste Audienz übrigens ablief, wie gemeiniglich alle erste Audienzen ablaufen, ohne die mindeste Berührung des Hauptzwecks, der auf andere Gelegenheit aufgehoben ward.

Zwey Personen befanden sich im Audienzzimmer, welche durch Agnesens Erscheinung auf die seltsamste Art überrascht wurden: Lord Leicester und Lady Gordon; die Trauer, welche die Fremde trug, und die sie in der That sehr ent-

stellte, verhinderte augenblickliche Erkennung, aber als Ritter Raleigh Agnesens Namen nannte, sahen beyde sich voll Erstaunen an, und sobald als es der Wohlstand erlaubte, nahm ein heimliches Gespräch unter beyden Platz, das ohne Zweifel Agnesen zum Gegenstande hatte, dessen ganzen Inhalt wir aber unsern Lesern nicht mitzutheilen vermögen.

Leicesters Augen, die sich unaufhörlich nach der schönen Agnes lenkten, liessen vermuthen, daß alles, was er von ihr sagte, nur Bewunderung sey, aber Lady Gordons Blicke sprachen von Empfindlichkeit, und schienen nicht eben Bewunderung, höchstens Verwunderung auszudrücken.

Als am nächsten Hoffeste, zu welchem Agnes noch diesen Abend eingeladen wurde, beyde Damen, Lady Gordon und Agnes zusammen trafen, zeigte sich etwas von dem, was beym ersten Anblicke in dem Herzen der ersten vorgegangen seyn mochte. Neugierige Fragen über Agnes wahren Zustand und über die Ursache ihrer Anwesenheit in England, wechselten mit Vorwürfen ab, daß man sich in Ansehung der Vorstellung bey der Königin nicht an sie gewendet habe. Agnes beantwortete beydes kurz und mit Würde. Von jenem Briefe, dessen wir im Vorhergehenden gedachten, ward gar nichts erwähnt; die eine der beyden Damen schien sich zu schämen, ihn geschrieben, und die andere ihn empfangen zu haben, und man trennte sich am Ende sehr gleichgültig. Es war Agnesen wenig darum zu thun, sich an der Gordon

eine Feindin gemacht zu haben, sie wußte, diese Dame vermöge bey der Königin sehr wenig, und wäre auch ihre Macht größer gewesen, so war Agnesen an dem, was sie bey Hofe suchen sollte, so viel nicht gelegen, daß sie sich über Vernichtung ihrer Hofnungen hätte allzusehr beunruhigen sollen, sie war hier, weil sie mußte, dachte auszurichten, was sie könnte, und sich sobald als möglich zu entfernen, um bald wieder bey einem Gemahl zu seyn, an dessen Andenken ihr Herz unaufhörlich mit banger Ahndung hing.

Der Eindruck, den die erste Erscheinung der schönen Deutschen bey Hofe gemacht hatte, war günstig. Agnesens Geschäffte giengen einen bessern Gang, als sie selbst vermuthet hatte, und Elisabeths Entschlüsse zu Gebhards Besten lenkten sich auf eine Seite, wo Agnes selbst einen Schimmer von Glück sahe, das ihr besser behagte, als die dunkle Verborgenheit in Deutschland, die sie so ungern verlassen hatte. Elisabeth hatte ihre Launen, die sehr oft wechselten, Gebhards Brief traf sie in einer ganz entgegengesetzten, als diejenige war, in welcher sie Agnesens mündlicher Vortrag fand. Leicester, der damals alles bey der Königin galt, und der sich für die Angelegenheiten

Gebhards mehr und auf andere Art interessirt fühlte, als sie noch zur Zeit absehen ließ, wußte durch seinen Rath alle Entschlüsse seiner Monarchin zu lenken; Elisabeths erste Hartherzigkeit und ihre gegenwärtige Milde war beydes sein Werk, er wußte beydes zu verborgenen Absichten zu nützen. Er wußte überall Maschinen zu finden, die zu seinen Entzwecken taugten, und selbst Lady Gordon hatte unwissend eine derselben werden müssen.

Seine Absicht war, sobald er Gebhards Brief, nebst den Schreiben an die Königin erhielt, er sollte nichts erhalten, wenn er sich nicht entschlösse, selbst nach England zu kommen, oder die schöne Agnes, die Leicestern jetzt auf einmal mit allen ihren Reizen wieder in den Sinn kam, dahin zu schicken. Aber von wem sollte dieser Antrag kommen? Von ihm, von Leicestern selbst, würde er verdächtig gewesen seyn, und vielleicht gar das Gegentheil bewürkt haben. Gebhards Eifersucht, Agnesens Scheu vor ihm, der ihr so oft Liebe gestanden hatte, war ihm ehemals zu Delft nicht entgangen. Das beste, Gebharden und Agnesen sicher zu machen, war, daß er gar keine Notiz mehr von ihnen zu nehmen schien, und so ward der Brief des ersten mit verächtlichem Stillschweigen übergangen, und das Antwortschreiben der Königin fiel so aus, daß man keine günstige Verwendung ihres Lieblings für seinen alten Bekannten daraus vermuthen konnte. — Gebharden in Ansehung seiner sicher zu machen, war Leicestern gelun-

gen, auch das übrige, was er bewirken wollte, wußte er glücklich einzuleiten.

Er wußte die zufällige Verbindung, in welcher Lady Gordon ehemals mit Agnesen gestanden hatte. Ein Einladungsschreiben von ihr nach England war unverdächtig, und mußte in dem Augenblicke, da die Personen, welche Leicester in sein Netz locken wollte, alles verloren gaben, gute Wirkung thun. Um Lady Gordon zu bewegen, eine solche Einladung an ihre fast vergessene deutsche Bekanntin abzulassen, brauchte Leicester ihr nur eine rührende und klägliche Geschichte von Agnesens Zustand zu erzählen, und sie zu bereden, daß sie sich vergeblich um Hülfe an die Königin gewandt habe. Lady Gordon spielte gern die Beschützerin, nicht eben aus gutem Herzen, sondern aus Stolz. Die unglückliche Gemahlin eines deutschen Fürsten, wäre so recht ein Gegenstand gewesen, an welchen sie ihre wohlthätige Verwendung hätte zur Schau tragen können. Leicesters Trauergeschichte von Agnesen hatte sie ihr aus einem ganz falschen Lichte vorgestellt, sie dachte sich in ihr eine hülflose Wittwe, welche in England freygebige Unterstützung suchte, dergleichen sie in ihrem armen Vaterland nicht finden könnte; daher der seltsame Ton ihres Briefs, der Agnesen so sehr befremdete, und den freylich Leicester, wenn er Lady Gordons Schreiben gesehen hätte, ein wenig schmeichelhafter und überredender würde eingerichtet haben: aber so weit ging Lady Gordons

und Leicesters Vertraulichkeit nicht, daß sie ihm ihre Briefe gezeigt hätte. Sie schrieb an Agnesen, wie es ihr ihr Stolz eingab, und ihr Schreiben würde also gewiß ihres Endzwecks verfehlt haben, wenn sich nicht Gebhards Thorheit mit eingemischt, und der Sache den Ausschlag gegeben hätte.

Agnes erschien in England, und Leicesters heimliche Freude über das schnelle Glücken seines Plans maß sich nun mit Lady Gordons Erstaunen, die bedrängte teutsche Fürstin so auftreten zu sehen. Ihre Meynung von ihr änderte sich schnell; anstatt des erniedrigenden Mitleidens nahm eine erzwungene Art von Achtung Platz. Der Tausch der Empfindung war widrig für ihr stolzes Herz, sie machte, weil sie ihren Unmuth doch an jemand auslassen mußte, Leicestern Vorwürfe, und begann Agnesen zu hassen, wider die sie eigentlich nichts hatte.

Leicester kehrte sich an nichts, was die Gordon sagte, hatte er doch durch sie seinen Endzweck erreicht, Agnesen nach England zu locken; sie nunmehr daselbst zu behalten, bis er seine Anschläge auf ihre Person ausgeführt hätte, war seine nächste Sorge. Ihm dankte Agnes alle freundliche Mienen, alle glänzende Versprechungen, die sie von der Königin erhielt, und die wirklich ihre Erwartung, aber jetzt nicht ihre Wünsche übertrafen. Es gefiel Agnesen in England. So gern sie es sah, daß Elisabeth Gebharden ihre Verwendung in Teutschland schlechter-

dings abschlug, so sehr entzückte es sie, daß die Königin davon sprach, den unglücklichen Fürsten nach England zu ziehen, und ihm daselbst Schadloshaltung für die verlorne Hoheit zu geben. Die königliche Zusage war sehr freigebig, die kluge Agnes rechnete wenigstens die Hälfte davon ab, aber sie war auch mit dieser zufrieden. Sie mahlte sich die glücklichsten Tage an der Seite ihres Gemahls, in einem Lande, das sie jetzt sehr gern mit ihrem Vaterlande vertauschen mochte, sie sehnte sich mit der Reise nach England aus, und säumte nicht, Gebharden alles, was sie hierüber dachte und empfand, zuzuschreiben. Unglücklicherweise nannte sie in dem Briefe an ihren verlassenen Gemahl Leicesters Namen, und verbitterte dadurch, ohne es zu wissen oder zu wollen, dem Unglücklichen alles, was ihm sonst einige frohe Gefühle hätte erregen können.

Agnes sahe jetzt Leicestern oft, nicht allein bey Hofe, nicht allein an öffentlichen Orten, nein, auch in ihrem eigenen Hause, aber sie war weit davon entfernt, etwas verdächtiges bey seinen Besuchen zu finden. Leicester, so sehr sein Herz von wiederkehrender Neigung gegen das schöne Ebenbild der ehemaligen Königin von Schottland glühte, wußte sich so gut zu bergen, daß Agnesen nicht ein Gedanke an seine ehemaligen Gallanterien in den Sinn kam, oder daß sie, wenn sie an dieselbe dachte, sich selbst verlachte, daß solche alltägliche Dinge ihr nur jemals hatten Sorgen machen können. Sie lernte

jetzt die Welt besser kennen, als sie dieses an den Höfen ihres einfältigen Vaterlands vermocht hatte, sie wußte, daß es nun einmal hergebrachte Sitte für die Insekten des Tages ist, jeder schönen Blume zu schmeicheln; ein Spiel, welches jedermann versteht, und das die Frau nach der Welt duldet, weil sie muß, und so gering schätzt, als es die Posse verdient.

Auch von diesem Ton unbedeutender Gallanterie, der der schönen Agnes hier so geläufig als lästig ward, nahm der vorsichtige Leicester ihr gegenüber nicht das geringste an, und ward ihr darum desto ehrwürdiger, sie hielt ihn für den einzigen vernünftigen Mann unter einem Haufen tändelnder Knaben, und gönnte ihm von Herzen das Loos, das ihm das Publikum zumaß, das Loos, vielleicht noch den Thron mit der Königin zu theilen. Das Gerede von diesem Schritt, an welchen Elisabeth vielleicht nie im Ernst gedacht hatte, war damals noch sehr stark, und Leicester hätte durch denselben, wenn auch keine schöne und junge Gemahlin, doch wenigstens eine Hoheit gewonnen, zu welcher er gebohren zu seyn glaubte.

Elisabeths Gnade gegen Agnes wuchs dergestalt, daß sie Aufmerksamkeit zu erregen begann; es war fast nicht zu begreifen, wie die Königin, die ihre eigenen Ansprüche auf Schönheit nie aufgeben konnte, sich neben der reizenden Teutschen nicht verdunkelt fühlte, nnd ihr darum aufsätzig ward. Agnes hatte dies vielleicht niemand mehr zu danken, als dem Schmeichler Raleigh, der ihr Freund war, und derhalben ihre Vorzüge bey aller Gelegenheit gegen ihre erhabene Nebenbuhlerin herabsetzte. Elisabeth brachte oft Agnesens Schönheit im Gespräch mit ihm auf die Bahn, und Raleigh wußte denn allemal schon was er zu thun hatte; die gute Königin, bey aller Gelehrsamkeit, die sie besaß, eine starke Dose Schmeichelei vertragen, und fand es gar nicht auffallend, daß Agnes bey Raleighs Vergleichungen mit ihr allemal verlor. Der angenehme Eindruck, den diese Dame auf jedermanns Auge machte, gereichte ihr auf die letzt sogar bey Elisabeth zum Vortheil. Wie schön ist Lady Agnes! hörte sie jederman sagen, wie schön ist sie! sagte sie oft selbst, und allemal setzte ihre Eitelkeit hinzu, wie schön muß also Elisabeth seyn, die die reizende Fremde noch übertrift!

Bey allem Geschrey, das man von den Reizen der Churfürstin machte, hatte man ihr schönes Gesicht doch vermöge des neidischen Flors immer nur

halb gesehen; o hätte sie ihn immer behalten mögen, diesen Schützer ihrer Sicherheit und ihres Glücks! die kluge Frau von Bassenheim, die in allem wußte, was sie that, hatte ihr denselben empfohlen, und nur eine neidische Dämone konnte Versuche machen, ihn ihr zu entreissen.

Lady Johanne Gordon sah die wachsende Gnade der Königin gegen Agnesen sehr ungern, und in dem Maaße, wie ihr diese Dame durch den Vorzug, den sie auch hier, so wie überall, vor ihr erhielt, widriger ward, in eben dem Maaße vermehrte sich auch ihre Freundlichkeit gegen sie. Agnes, welche jetzt einige Fortschritte in der Weltkenntniß that, würde sich um eben dieser Freundlichkeit willen, noch mehr vor ihr gehütet haben, wenn sie nur die entfernteste Ursach abgesehen hätte, warum dieselbe verstellt seyn, warum Lady Gordon sie hassen könne.

Ach sie wußte nicht, wie sehr diese stolze Kreatur durch ihre glänzende Erscheinung beleidigt, durch die Vernachlässigung ihrer Vermittelung in den Gesuchen bey Hofe aufgebracht, und durch die Bewunderung, die ihr gleich beym ersten Anblick überall entgegen kam, gedemüthigt worden war, sonst würde sie sie ewig von sich entfernt gehalten, nicht endlich den Zudringlichkeiten nachgegeben haben, mit welchen die Gordon, die nur Ursach an ihr suchte, sich ihren Umgang zu erringen strebte.

Seit der Aufenthalt in England Agnesen angenehm zu werden begann, seit sie zu wünschen anfieng, das, was Elisabeth für sie und Gebhard im Sinne hatte, möge ausgeführt werden, seitdem war sie behutsamer, sich Feinde zu machen, und Lady Johanne Gordon, die sie eigentlich nie, als durch ihren wunderlichen Brief beleidigt hatte, bekam also auch freundlichere Mienen, und zuweilen einen Antheil an ihrem Umgange.

Johanne nahm gern mehr als man ihr gab, und drängte sich bald auch zu Stunden ein, wo man sie nicht vermuthete. Sie hatte einst Agnesen am Putztisch ohne Hülle, ohne andern Schmuck, als ihre schöne Locken überrascht, fast erloschene Ideen waren durch diesen Anblick, der eine Art von bewundernden Erstaunen durch ihre Seelen zittern machte, wieder rege geworden, und sie baute auf dieselbe Plane, Agnesen auf einmal aus der beneideten Gnade der Königin zu stürzen.

Agnes hatte eines Abends bey Hofe die Geschichte der Ermordung des Prinzen von Oranien umständlich erzählt. Die Königin wiederholte das, was ihr beinahe um eben diese Zeit die schwärmerische Wuth des berüchtigten *) Sommerville gedroht hatte; ein langes Gespräch von

*) Aus ähnlichem Antrieb, wie Gerard den Prinzen von Oranien ermordete, das ist, zu Büßung seiner Sünden, kam damals Sommerville nach London, die Königin zu ermorden, groser Ablaß stand auf diese Thaten.

dem Ketzerhaß der damahligen Kinder der römischen Kirche nahm Platz, bey welchen Agnes so aus der Erfahrung reden konnte, daß Elisabeth begierig ward, ihre und Gebhards ganze Geschichte umständlich zu hören, und sie ersuchte diesen Wunsch nächster Tage zu erfüllen.

Lady Gordon wußte, daß Agnes auf einen Abend nach der Mahlzeit zur Königin beschieden war, um ihr Versprechen zu erfüllen. Elisabeth pflegte an den Tagen, da sie der Einsamkeit und den Geschäften widmen mußte, zeitig zu speisen. Die Zeit zwischen der Abendtafel bis zur Nachtruhe war denn leer, und mußte so gut als möglich durch Musik, Gespräch oder Spiel ausgefüllt werden, damit die unruhigen Geister, die schon damals die Königin in der Einsamkeit zu quälen begannen, von ihr wichen. Ach das Blut der unglücklichen Marie von Schottland war kürzlich von ihr vergossen worden! die Thränen, die Elisabeth nach vollbrachter That vergoß, waren nicht ganz erkünstelt, es gab Augenblicke, da die Königin von England ihre Grausamkeit wirklich beweinte, und gern Geschehenes ungeschehen gemacht hätte, um Mariens klagenden Schatten von sich zu entfernen, den ihr ihre Phantasie oft deutlich genug schilderte.

Eine von diesen schwer auszufüllenden Zeiten, die Elisabeth ungern allein zubrachte, war für Agnes bestimmt, die verlangte Geschichte ihrer Schicksale

sale darin vor die Ohren der Königin zu bringen, und Lady Johanne versäumte nicht, kurz vorher, ehe Agnes sich nach Hofe verfügen mußte, bey ihr zu seyn.

Wie, Lady Agnes? schrie die Dame, die gern den Ton französischer Freymüthigkeit annahm, gleich beym Eintritte, wie? bald ist es, neun Uhr, die Königin erwartet Euch bereits, und ihr seyd noch nicht gekleidet?

Wie so, Lady Johanne? erwiederte die Fürstin, ich denke keine Stecknadel in meinem Putz zu ändern!

O pfui! Wahrhaftig die Spötter des Hofs vergleichen euch nicht ohne Ursach mit einer Muschel, welche man nie ohne Schaale sieht! — Wißt ihr nicht, daß jede Tageszeit in der großen Welt ihre eigene Tracht hat? — Bis zu Mittag niedliche Morgenkleidung, des Nachmittags, wenns denn seyn muß, den steifen Putz, mit welchem ihr euch immer beladet; aber am Abend die schönste Tracht von allen, das reizende Neglischee, das jeden Reiz enthüllt, der durch die neidische Etikette verstellt ward.

Neglischee, Lady Gordon? wenn man der Königin von England aufwarten will?

Ich verstehe euch; Elisabeth sieht uns gern bis in die Nacht in Fesseln geschmiedet, aber ich bitte Euch, legt Euch nur nicht mehr auf, als sie Euch zumuthet, Dieses Kleid von schwarzen Sammet mag hingehen,

diese leichte Stickerey von Silber zeigt, daß Eure ewige Trauer bald geendigt seyn wird, aber der Kopfputz taugt gar nichts! Hinweg mit dem neidischen Schleyer! wozu soll er? Misgönnt ihr vielleicht dem Monde Euren Anblick? — Die Nacht ist unausstehlich schwul; wahrhaftig, ihr macht euch lächerlich mit Euren Verhüllungen.

Agnes stand vor dem Spiegel, schlug den Schleyer ein wenig zurück und lächelte dem Zuwachs, den ihre Reize durch die Enthüllung erhielten, Beyfall zu; eine kleine Schwachheit, die man einer so schönen Frau wohl verzeihen kann!

O setzt Euch, fuhr Lady Gordon fort, erlaubt, daß ich euch ein wenig nach meiner Weise putze.

Agnes weigerte sich der Ehre, die man ihr erzeigte, und grif nach der Glocke, ihren Frauen zu läuten.

Um Gotteswillen, schrie die tändelnde Gordon, die Agnesens Hand hielt, nur nicht der albernen Apolonie, sie ists eben, die euch mit ihrem steifen teutschen Putze entstellt, und euch überredet, man dürfe den Trauerflor um einen Vater nimmer ablegen.

Agnes versicherte lachend, daß die Frau von Bassenheim an ihrer Toilette keine Geschäfte habe, und bequemte sich endlich nach dem Willen der zudringlichen Dame.

Der Schleuer ward abgenommen, die Haare auf eine ganz neue, Agnesen unbekannte Art geord-

net, wobey die Gordon hinter ihrem Rücken oft ein kleines Bild zu Rathe zog, das sie in der Tasche trug. Die weiten Aermel des Trauerkleids wurden, als der Kopfputz geendet war, ein wenig zurückgeschlagen, damit man zwey der schönsten Arme sehen konnte, welche die Natur je gebildet hatte, und zuletzt nach allen machte die Gordon noch ein halbes Dutzend große Demantknöpfe von ihrer eigenen Kleidung los, Agnesens Gewand am Busen damit zusammen zu fassen.

O dies ist zu viel! schrie Agnes, die sich ungern mit fremden Kleinodien schmücken wollte, und die Gordon von sich abwehrte. Nein, nein! erwiederte sie, indem sie noch ein grosses goldnes Kreuz an ihren Busen hing, auch noch dieses! Zwar, wenn ihr wollt, nur bis auf morgen, aber ich denke, ihr werdet euch nach meiner Weise geschmückt, so gefallen, daß ihr dafür sorgen werdet, euch in Zukunft allemal wie diesen Abend zu kleiden.

Agnes hatte die Einwendung im Munde, daß Johanne sich selbst widerspreche, und ihr hier statt eines zierlichen Abendneglischees einen Schmuck angelegt habe, mit welchem sie Bedenken trage, zu einer Stunde, wie die gegenwärtige, vor den Königin zu erscheinen; aber es war zu spät, man kam Agnes nach Hofe zu holen, und Lady Gordon schied voll Verlangen, ob ihre Tücke die gewünschten Folgen haben würden.

Agnes sah in den Augen ihrer Begleiter ein seltsames Erstaunen, das sie vielleicht nicht ganz ohne Grund auf ihre vermehrten Reize schob, sie selbst hatte im Vorübergehen vor einem grossen Spiegel wenigstens so viel gesehen, daß Lady Gordons schöpferische Hände sie nicht entstellt hatten.

Man führte sie in die Zimmer der Königin, sie waren ganz einsam, die Kerzen brannten dunkel, und sie fand Elisabeth erst im innersten Kabinet; Sie war, (vermuthlich weil Agnes so lange zu kommen verzog) auf ihrem Armstuhl eingeschlafen, und ein Tabouret stand für die erwartete Erzählerin bereit.

Agnes hatte oft gehört, die Königin pflege sich gern schlafend überraschen zu lassen, weil sie glaube, schön zu schlafen; die sanftgeschlossenen Augen, der lächelnde Mund, und das ganze wohlgeordnete All ihrer Gesichtszüge machte, daß Agnes glaubte, dies sey auch hier der Fall, und also ohne sonderliche Besorgniß die Schläferin beim Erwachen durch ihre Anwesenheit zu erschrecken, ihr gegenüber stehen blieb, herzlich wünschend, daß das für sie sehr langweilige Spiel endlich ein Ende nehmen möchte.

Fast eine Viertelstunde war vorüber, und Elisabeth erwachte nicht. Agnes konnte es nicht länger aushalten, sie räusperte sich ein wenig, und suchte, indem sie die Lichter heller brennen machte, ein kleines Geräusch zu erregen.

Die Königin, die wohl wirklich geschlafen haben mochte, fuhr ein wenig zusammen, öfnete die Augen, sah die Gestalt ihr gegenüber, und sprang mit dem Geschrey: Himmel! Marie von Schottland! von ihrem Stuhle auf.

Agnes, welche nicht verstand, was Elisabeth sagte, breitete die Arme nach ihr aus, um sie, die würklich im Begriff war umzusinken, zu halten.

Fort! Fort! schrie die Königin, du Schreckbild! oder ich vergehe.

Agnes, die nicht das geringste von dem begrif, was hier vorgieng, zog ängstig an der Glocke, um mehr Leute zum Beystand der Königin herbey zu rufen, und bemühte sich indessen, bis jemand erschien, Elisabeths Schrecken, dessen Ursach sie nicht einsah, durch sanfte Worte zu lindern.

Gnädige Königin, sagte sie mit einer Stimme, die Elisabeth aus der Hälfte ihres Irrthums riß, und sie bewog den Kopf, mit dem sie sich an eine Säule gelehnt hatte, nach der Sprecherin aufzuheben, — gnädige Königin, kennt ihr Agnes von Mannsfeld nicht mehr? Ich erschien hier auf euren Befehl, wie ists möglich, daß mein Anblick euch in solche Bewegung setzt!

Agnes von Mannsfeld? wiederholte Elisabeth, deren seltsame Phantasien jetzt völlig verschwanden, und die es wagte, das Bild, das ihr die Aehnlichkeit einer ermordeten Königin so fürchterlich

lebhaft ins Gedächtniß gerufen hatte, näher zu betrachten. Würklich, würklich Agnes von Mannsfeld? —

Das Zimmer füllte sich in diesem Augenblick mit Elisabeths Kammerbedienten, die auf Agnesens ängstliches Läuten herbey gelaufen waren, und auf alle Zufälle gerüstet waren, welche die beyden einsamen Damen hätten ihrer Hülfe bedürftig machen können.

Sie fanden die Königin noch beschäftigt Agnesen, die sie näher zu den Lichtern gezogen hatte, auf das genauste zu mustern. Meine Königin, sagte Agnes, welche die Todenblässe auf Elisabeths Wangen betrübte, sollte ich würklich so unglücklich gewesen seyn, euch zu erschrecken?

Wahrhaftig, Madam, erwiederte die Königin, die, als sie jetzt so viel Zeugen um sich sah, eine andre Stellung annahm, ihr habt mich da auf eine seltsame Art überfallen! Gott weiß, wie viel Bosheit bey diesem Streiche ist! ohne Zweifel ist euch bekannt, was mir jetzt zum erstenmal an euch auffällt, und was ihr absichtlich in dieser Stunde recht auf alle Art ausgerüstet habt, mir Schrecken zu erregen.

Agnes betheuerte, sie wisse kein Wort, und bat um Erklärung!

Ich bitte Euch gleichfalls, sagte die Königin, daß ihr euch augenblicklich entfernt, ihr seht wohl, daß Erklärungen in diesem Zirkel nicht möglich, und überhaupt zwischen euch und mir ganz unnöthig sind.

Agnes, selbst ehemals eine Fürstin, und solcher Begegnung, wie sie hier fand, ganz ungewohnt, verbeugte sich und ging nach der Thür; sie hatte kaum das Vorzimmer erreicht, als eine Kammerfrau der Königin sie einholte, und ihr einen Schleyer überreichte, mit Vermelden, wie Ihro Majestät sie bitten lasse, sich zu bedecken, damit ihr die Nachtluft nicht schade.

Agnes that fast ohne es zu wissen, was man von ihr forderte, und ließ sich dann nach ihrem Pallast leuchten, der zum Glück nicht weit war. Bey dem Schrecken, das sie selbst, sie wußte nicht worüber, empfand, bey der Bestürzung in der sie war, und bey dem Verdruß über eine unverschuldete Beleidigung, die sie auch einer Königin zu verzeihen zu stolz war, würde es ihr schwer geworden seyn, einen langen Weg zurück zu legen. Ihr Gemüth war so angegriffen, daß sie schwankte, da sie in ihr Haus kam, und sich von ihren Leuten, die über ihre schleunige Wiederkunft erstaunt herbey liefen, die Treppe hinauf leiten lassen mußte.

Agnes saß mit der Frau von Bassenheim und der treuen Welltrop die ganze Nacht auf, um Muthmaßungen über die seltsame Begebenheit zu bilden.

Das ists, was ich euch gesagt habe, rief Apollonie, Eure Reize sind zu groß, um euch bey dieser alten eiteln Königin, die allein schön seyn will, ohne den mindesten Anspruch darauf zu haben, nicht Nachtheil zu bringen. O hättet ihr euren bescheidenen Schleyer euch nicht durch die Eitelkeit, euch im vollen Lichte zu zeigen, entreissen lassen! —

Agnes versicherte, daß sie hier fast gezwungen gefehlt habe, und erzählte Lady Gordons Abendbesuch, und ihre Geschäfte bey ihr, wovon noch niemand etwas wußte. Dieses machte die Ueberlegungen noch verwirrter, und man wußte auf die letzt sich gar nicht aus dem Labyrinth zu finden.

Die Frau von Welltorp und Appollonie haßten beyde die Gordon, und stimmten überein, in dem, was sie gethan hatte, irgend einen Tück zu vermuthen; aber in die rechte Gegend geriethen ihre Muthmassungen nicht, und sie riethen höchstens, daß die Gordon etwas in Agnesens Putz hineingekünstelt habe, das der eigensinnigen Königin etwa zuwider sey, oder, daß die Kostbarkeit der Juwelen, die sie ihr angelegt habe, zu groß gewesen sey, um von der Monarchin nicht in Ungnaden vermerkt zu werden.

Agnes schwieg, weil sie in allem, was hier gesagt wurde, keine Wahrscheinlichkeit fand, sie beschäftigte sich Lady Gordons Juwelen, und das goldne Kreuz abzulegen, welche sie einpackte, um sie der Eigenthümerin des andern Morgens wieder

zuzuschicken; sie wollte ihre eigene Worte dazuschreiben, aber sie fand sich unvermögend dazu, sie wußte eigentlich nicht, was sie ihr sagen sollte, und unterließ es.

Es war weit gegen den Morgen, und Agnes wollte sich eben völlig entkleiden lassen, um noch einige Ruhe zu suchen, als man noch ein starkes Klopfen am Thor vernahm, und bald drauf angesagt war, wie Lord Leicester im Vorzimmer sey, und auf einen Augenblick um Gehör bey Lady Agnes ansuchen lasse.

Lord Leicester in dieser Stunde? rief Agnes. Doch man lasse ihn eintreten, vielleicht hat seine Erscheinung zu so ungewöhnlicher Zeit einen Zusammenhang mit diesen Dingen.

Sie trat dem Grafen entgegen, der sie nicht sobald erblickte, als er zurückfuhr, und mit dem Ton des Erstaunens ausrief: Gerechter Himmel! die leibhafte Marie von Schottland! die Königin ist zu entschuldigen!

Agnesen, die sich in diesem Augenblick dunkel erinnerte, den Namen Marie ebenfalls aus dem Munde der erschrocknen Elisabeth gehört zu haben, kam ein schneller Gedanke von dem, was man ihr ehemals so oft vorgesagt hatte. Himmel, schrie sie mit zusammengeschlagenen Händen, sollte es möglich seyn, daß diese unglückliche Aehnlichkeit, mit welcher man mir in vorigen Zeiten schmeichelte. — —

Ach, schrie Leicester mit halben Unwillen, sagt nichts von dieser Aehnlichkeit; sie ist groß, aber ohne diesen Anzug würde sie nichts gethan haben. Mein Gott, die völlige Tracht, wie sie Marie trug, als sie zuerst von Schottland herüber kam, Hülfe bey unserer Königin zu suchen? Ich bitte euch, gnädige Frau, wer lehrte euch Mariens Toilette bis auf die kleinsten Nuancen nachahmen? wer brachte euch auf den unseligen Einfall, das Spiel, das die *Natur mit* euch trieb, auf diese Art zu eurem Unglück anzuwenden? — Wahrhaftig um ganz Marie zu seyn, wie ich sie vor zwanzig Jahren vor Elisabeth stehen sahe, fehlt euch nichts als ihre grossen Juwelen, und das goldne Kreuz, das sie nie abzulegen pflegte!

Sehet hier beydes! erwiederte Agnes, indem sie ihm Lady Gordons Schmuck vorhielt. Die Boshafte, die mir den Fallstrick legte, in den ich unwissend gefallen bin, wollte, wie es scheint, nichts vergessen, um mich so unglücklich als strafbar zu machen. —

Und wer gab euch diese Dinge? schrie Leicester, dies ist ja der ganze Schmuck, den die bußfertige Königin von Schottland der Gordon vermachte, um ihr die Reue zu bezeugen, daß sie ihr ehemals den Gemahl geraubt hatte.

Agnes versicherte, daß er die nemliche Person genannt habe, die sie in diesem Augenblick als die boshafteste Kreatur unter der Sonne kennen lerne, ungeachtet sie nicht absehen könne, wodurch sie ihren

Haß, der aus diesem Streiche so deutlich hervorleuchte, auf sich gezogen habe.

Der Grund ihres Widerwillens, antwortete der Graf, sey welcher es wolle, so ist gewiß, daß sie nichts würksameres euch zu stürzen hätte ersinnen können, als das, was nun geschehen ist. Die Königin schickte unmittelbar, nachdem ihr sie verlassen hattet, nach mir. Ich fand sie in einer Bewegung, in welcher ich sie selten sah. Das Schrecken über das Ebenbild der ermordeten Königin, welches vielleicht, da sie die Wahrheit sahe, bald vorübergegangen seyn mag, war noch das wenigste, aber Haß und Widerwillen gegen die, welche es an sich trägt, Besorgnisse was diese Aehnlichkeit, wenn sie öffentlich gezeigt wird, für Folgen haben könne, der höchste Zorn über die Verwegenheit, mit welcher ihr dieselbe gegen sie zur Schau trugt, und bey welcher ich ihr fast die Muthmaßung auf bösen Willen verzeihen muß, denn in der That, der Schein ist ganz wider euch, dies, dies sind die Dinge, welche einen Sturm wider euch erregten, der nicht zu besänftigen ist. Ich besorge, all eure Hofnungen sind nun verloren, und Sorge für eure Sicherheit wird das nächste seyn, auf was ihr zu denken habt.

Agnes warf den Kopf zurück, und meynte, es sey hart, für Sicherheit sorgen müssen, wenn man nichts verbrochen habe. Sie wisse sich hier so gut zu rechtfertigen, daß sie alles abwarten wolle.

O Agnes, schrie Leicester, Rechtfertigung ist oft noch schlimmer als das Verbrechen selbst! Wie meynt ihr, müßte Elisabeth bey Untersuchungen zu muthe seyn, wo Mariens Name so oft vorkommen würde? oder glaubt ihr wohl, daß sie täglich das Ebenbild derjenigen vor sich sehen könnte, deren Blut sie vergoß, ohne —

Am Ende, fiel Agnes Leicestern verdrüßlich ins Wort, ists wunderbar mir unaufhörlich die Aehnlichkeit mit eurer Marie entgegen zu tragen und ich finde mich im Grunde wenig durch dieselbe geschmeichelt!

Ich weiß, was ihr sagen wollt, erwiederte er: Marie war nicht mehr so jung und blühend als ihr, da sie auf dem Blutgerüste starb, der Gram hatte die Locken gebleicht und dünner gemacht, die hier noch mit verschwenderischem Wuchse prangen, Thränen hatten die Augen getrübt, die hier noch wie Sterne funkeln; aber ihr müßt rechnen, daß Mariens Bild, so wie sie starb, nur wenigen bekannt ist. Die Meisten, selbst die Königin, sahen sie und erinnern sich ihrer, so wie sie vor zwanzig Jahren in England erschien. Hier liegt die Ilusion, die, ihr mögt so stolz auf eure Reitze seyn als ihr wollt, euch wahrhaftig keine Schande bringt. — Doch laßt uns hievon abbrechen, und Maasregeln für die Zukunft nehmen.

Agnes sagte, sie könne sich in diesem Augenblicke schlechterdings zu nichts erklären; einige Worte

wurden noch hierüber gewechselt, und Leicester, der den Tag anbrechen sah, und ungern seinen Besuch bey Agnes verrathen wissen wollte, nahm Abschied. Er bat Agnes, sich in allen Fällen auf ihn zu **verlassen**, aber in keinem sich gerade zu auf ihn zu **berufen**; auch nahm er es über sich, Lady Gordon ihre Juwelen auf eine Art wieder zu überliefern, wie es ihre Bosheit verdiente; eine Genugthuung, zu welcher er jedoch nicht persönlich gelangen konnte. Diese boshafte Kreatur, die durch ihre Kundschafter bereits wußte, wie wohl alles geglückt sey, und sich vor der Entdeckung des Antheils fürchtete, den sie an dem nächtlichen Abentheuer hatte, hielt es für gut London noch in dieser Nacht zu verlassen, und eine Reise nach ihren Gütern im nordlichen Schottland anzutreten, zu welcher sie, aus Verdruß über das wenige Glück, das sie an Elisabeths Hofe machte, längst entschlossen gewesen war.

Der Tag war kaum in der grossen Welt angebrochen, als sich ein doppeltes Gerücht ausbreitete: Lady Agnes, die jetzt fast durchgängig für die Favoritin der Königin gehalten wurde, sey in Ungnade gefallen, und die hingerichtete Königin Marie sey Elisabeth erschienen. Es war fast nicht

abzusehen, wie das letzte ruchbar werden konnte, da die Königin gewiß alles gethan hatte, die geglaubte Erscheinung des Gespensts zu unterdrücken; gleichwohl ist dieselbe durch verschiedne Federn selbst auf die Nachwelt gekommen, und uns ist bekannt, daß wir nicht die ersten sind, die durch irgend eine Sage berechtigt, den Besuch aus einer andern Welt auf eine natürliche Art erklären mußten. Verzeihet uns, ihr Liebhaber des Wunderbaren, verzeihet uns diese Streiferey, die wir in eure Gebiete thaten.

Agnesens Ungnade ward durch den Befehl bestätigt, den sie am Mittwoch von der Königin erhielt, sich nicht ausser dem Hause zu zeigen, und am wenigsten bey Hofe zu erscheinen. Gott weiß, was für Hirngespinste der aufgebrachten Elisabeth in dieser Nacht; die sie schlaflos zubrachte, vorgeschwebt haben mochten, fast sollte man denken, sie sey aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz, auf den Wahn einer wiedererstandnen Marie gekommen. Zwey Umstände brachten selbst Leicestern darauf, Elisabeth müsse dieses denken: dieser, daß es Agnesen für Erschwerung ihrer Schuld gerechnet wurde, daß sie, als sie, vor wenig Tagen erfuhr, Bothwell schmachte zu Glastonbury in einem schrecklichen Gefängniß, aus alter Bekanntschaft um Erleichterung für ihn bat; und dieses, daß Elisabeth Eifersucht in Rücksicht auf Agnesen, gegen Leicestern bezeigte. Elisabeth hatte ehemals, als sie die Königin von Schottland gern durch eine Vermäh=

lung mit einem ihrer Vasallen erniedrigen wollte, Leicestern mit Hofnungen auf die Hand der schönen Marie geschmeichelt, und dieser hatte damals dieselbe mit so viel Vergnügen angenommen, daß er sich sehr schwer und sehr spät des Verdachts entbrechen konnte, er sey in die Königin von Schottland verliebt. Dieser Verdacht wurde in Leicesters Audienz von vergangener Nacht wieder vorgesucht, und auf Mariens Ebenbild die schöne Agnes übergetragen.

Leicester wußte am besten, wie schuldig er in diesem Punkte war, aber er wußte sich zu rechtfertigen, und beschloß zu Vermeidung alles Argwohns, desto mehr auf seiner Hut zu seyn; daher seine Behutsamkeit bey dem nächtlichen Besuch, den er Agnesen gab, daher seine Warnung sich in nichts unmittelbar auf ihn zu berufen, und daher endlich sein Entschluß, sie in der Nacht, welche auf diesen Tag folgte, abermals heimlich zu sehen.

Leicester hatte diesen Tag über Muse gehabt, über die Vorgänge nachzudenken, die das Schicksal ungerufen und unvermuthet für ihn herbeygebracht hatte, und die doch, so wie er bey dem leichtesten Ueberblick gewahr werden mußte, zu Erreichung seiner Entzwecke dienen konnten.

Agnes, obgleich durch seine schlauen Machinationen nun in England, war doch daselbst so wenig in seiner Gewalt, als sie es in Deutschland gewesen seyn würde; dort wachten die Augen eines eifersüchtigen Gemahls über sie, hier wachten über ihn die Augen einer eifersüchtigen Königin, und an beyden Orten befand sich Agnes unter der Aufsicht einer unbestechbaren Tugend und Vorsichtigkeit. Diese letzte einzuschläfern, und sich denn nebst der Geliebten seines Herzens, mit ihrer eigenen Bewilligung, dem Auge der Welt zu entziehen, um mit ihr in irgend einer romantischen Einsamkeit glücklich zu seyn, dies war sein herrschender Wunsch; aber, welche Wahrscheinlichkeit ihn je zu erreichen?

Wenigstens die schöne Agnes in seiner Gewalt haben wollte er, da er höhere Hofnungen aufgeben mußte, und um diese zu erreichen, wurde in dem Besuche, den sie diese Nacht abermal von ihm erhielt, nichts gespart, sie zu bewegen, daß sie ihr Schicksal in seine Hände stellen möchte.

Alle Gefahren, die ihr hier von der Rache einer erzürnten Königin drohen konnten, alle Schrecknisse des Towers, selbst die höchst unwahrscheinliche Furcht vor dem Blutgerüst, ward gebraucht, Agnesen aus London hinweg zu schrecken, und ob gleich diese Bemühungen am Ende würklich glückten, so war doch Agnes klug genug, nichts hievon blicken zu lassen. Sie gab vor, auf ihre Unschuld trotzen,

und

und hier alles abwarten zu wollen, was sich in einer Begebenheit, wie die ihrige, von einer so weisen Fürstin, wie Elisabeth hoffen ließ.

Was hier Agnes nur vorgab von Elisabeth zu hoffen, war sehr gegründet; sie hätte vielleicht nur wenige Tage verziehen dürfen, um völlig gerechtfertigt zu seyn. Und hätte auch die Königin sich nie mit Mariens Aehnlichkeit in ihrer Person aussöhnen können, so würde sie doch vielleicht billig genug gewesen seyn, sie nicht um einer Sache willen, an der sie unschuldig war, zu hassen, oder ihr ihre helfende Hand zu entziehen, sie würde sie gehört haben, und zuletzt hätte doch alle Schuld auf die Gordon fallen müssen.

So wahrscheinlich dieses war, so fiel es doch der beängstigten Agnes nicht in die Augen, konnte ihr nicht in die Augen fallen, da Leicester ihr mit unwiderstehlicher Beredsamkeit die Gewißheit des Gegentheils zeigte, und ihr Gefahren schilderte, welche ihr Grauen erregten. Ja, es war beschlossen, sie wollte London verlassen, aber ohne sich darum in Leicesters Arme zu werfen, der in dem Affekt, mit welchem er heut und gestern vor ihr erschienen war, sich nicht so gut zu bergen gewußt hatte, daß nicht allerley Verdacht in dem Herzen einer so klugen Dame hätte entstehen sollen.

Leicester verließ den Gegenstand seiner Anbetung in dieser Nacht, erhielt Erlaubniß zu einem zweyten Besuch auf die folgende, und fand sich genau zur bestimmten Stunde ein, um —

Agnes nicht zu finden, und die vielleicht für ihn noch ganz neue Erfahrung zu machen, daß auch die schlaueste Bosheit von frommer Einfalt betrogen werden kann.

Man sagte ihm, Lady Agnes sey nach einem kleinen Landgute, in der Nähe von Conventry gegangen, das sie, wie bekannt war, zu ihrem Aufenthalt für die herannahende Zeit, da es in London leer zu werden beginnt, gemiethet hatte. — Leicester hätte ein Thor seyn müssen, Agnesens Meynung von ihm nicht aus diesem schnellen mit ihm nicht berathschlagten Schritte vollkommen zu errathen, oder sich einzubilden, er würde sie an dem Orte finden, den sie ihm benennen ließ. — Eine Weile stand er, wie vom Donner gerührt, doch er war nicht arm an Gegenmitteln, auch bey den unvorhergesehensten Vorfällen, — und in der Geschwindigkeit waren seine Maasregeln so genommen, daß die schöne Beute, sie mochte ihm auch auf diesem oder jenem Pfade entrückt worden seyn, den geübten Dienern seiner Intriguen nicht entgehen konnte. Er konnte sich auf diese hocherfahrnen Leute ganz verlassen, und hatte, indessen sie geschäftig waren, den Vortheil, bey Hofe den Müssigen und Unbefangenen zu spielen.

Die Königin hatte von Agnesens Entfernung nach Conventry gehört, und war damit zufrieden; kein Gedanke kam schon jetzt bey kühlerer Ueberlegung ihr in den Sinn, Agnesens Freyheit zu beeinträchti-

gen, als in so fern, daß sie es ungern gesehen haben würde, wenn sie Mariens Aehnlichkeit öffentlich zur Schau trüge, wofür ihr aber ihr Verbot und Agnesens guter Verstand, an den sie wieder zu glauben begann, Bürgschaft leistete. Sie völlig zu entschuldigen, ihr einen Theil der vorigen Gnade zu gewinnen, wäre vielleicht jetzt möglich gewesen, wenn Leicester wie ein Freund hätte handeln wollen; die besten Beweise von Agnesens Unschuld bey dem Schrecken, den sie der Königin gemacht hatte, waren ja noch in seinen Händen.

Lady Gordons Juwelen, die Elisabeth sehr wohl kannte, hatte er der Eigenthümerin noch nicht zurück geben können, diese hätte er nur vorzeigen, und dabey den ganzen Vorgang, wie er ihm bekannt war, erzählen dürfen, so wäre alles Misverständniß auf einmal gehoben gewesen.

Doch dies taugte nicht in Leicesters Plan. Damit Elisabeth sich nimmer wieder um Agnes bekümmerte, nie fragte, wo sie hingekommen sey, wußte er ihren Unwillen gegen sie zu erneuern und zu schärfen, und gewann sich durch diese verrätherische Rolle, die er ehemals auch in Ansehung der Königin Marie gespielt haben soll, noch obendrein diesen Vortheil, daß Elisabeth ihn ganz von der gemuthmaßten Liebe zu der schönen Fremden lossprach, und sich von neuem für den einigen Gegenstand seiner Anbetung hielt.

Ach, diesem Bösewicht mußte es in allem glücken! was werden meine Leser sagen, wenn wir ihnen berichten, daß Agnes sich schon des andern Tages ihrer Flucht wirklich in seinen Händen befand, und sich, von den Werkzeugen seiner Ränke, einen weiten Weg, der kein Ende nehmen wollte, nach einen entlegenen Winkel Schottlands mußte führen lassen, wo der Räuber glaubte seines Raubes sicher zu seyn, und sich des Besitzes desselben zu einer Zeit oder der andern freuen zu können.

Die treue Gemahlin, die sich so ungern von ihrem Geliebten trennte, die nur um seinetwillen die fremde Erde schöner finden konnte, als ihr Vaterland, der jede Stunde eine Ewigkeit dünkte, welche die Wiedervereinigung mit ihm aufschob, wohin konnte sie anders fliehen wollen, da sich von allen Seiten Ungewitter über ihr aufzogen, als zurück in seine Arme?

Ein Brief verkündigte Gebharden ihre nahe Ankunft, günstige Winde trugen die Nachricht auf schnellen Flügeln zu ihm über, aber ach, das was sie verkündigte, blieb aussen!

Gebhard hatte seit Agnesens Abreise wenig frohe Stunden gezählt; die Reue, sie von sich gelassen zu haben, stellte sich bald ein. Ihre letzten Worte schwebten ihm unabläßig im Sinn: Noch liegt meine Hand

in der deinigen! halte sie fest oder schleudre sie zurück, die Wahl ist entscheidend! tönte es unaufhörlich in seinen Ohren. Die Wahl war geschehen, die theure Hand zurückgewiesen, nichts war im Stande sie zurückzubringen; Gebhards alte Rathgeber, die Gestirne, sprachen von ewiger Trennung, ach, so oft hatte er sie misverstanden, jetzt glaubte er die Untrüglichkeit dessen, was sie sagten, nicht verkennen zu können.

In der tiefsten Dunkelheit des Grames, der ihn folterte, erschien ihm Agnesens letzter Brief, wie ein tröstender Lichtstrahl; er erfreute ihn mehr, als alle seine Vorgänger, denn er sprach vom Wiedersehen; alle andern Hofnungen waren ihm gegenwärtig nichts gegen diese. Die Trennung von Agnesen hatte ihm fühlen lassen, was wahres Unglück für ihn sey. Er glaubte alles andere aufgeben, ruhig im Schoos der Dunkelheit verharren, sich gern mit seinem Schicksal aussöhnen zu können, wenn nur sie es mit ihm theilte.

„Ich kehre wieder, Geliebter, so schrieb Agnes, kehre wieder in deine Arme! Zwar mit Zernichtung aller großen Hofnungen, mit denen man mir bisher schmeichelte, aber mit der Ueberzeugung, daß du dir ihre Erfüllung nicht um den Besitz deiner Agnes eintauschen würdest. — Nein, das wird Gebhard nicht, er wird die verscheuchte Taube an seinem Busen aufnehmen, er wird seiner unglücklichen Gemahlin die Täuschungen nicht

zurechnen, die ihr hier auf allen Seiten entgegen kamen. Wisse, mein Theurer, Gefängniß und Tod drohen mir hier, wenn ich nicht fliehe! Die Gordon hat mir schreckliche Tücke bewiesen; die Gunst der Königin hat ein Hauch verweht; selbst Leicester ist falsch! — Doch ich bedenke nicht, daß jeder Federzug meine Reise zu dir verzögert. Warum soll ich dem Papier anvertrauen, was ich dir bald mündlich erzählen werde? Rechne darauf, daß deine Agnes in die Fußtapfen des Boten tritt, der dir diesen Brief bringt. Widrige Winde oder kleine unbedeutende Zufälle, die einem ja wohl auf kurzen Reisen begegnen, können meine Ankunft verzögern, aber nicht lange, ich hoffe es zu dem Schützer treuer unglücklicher Liebe, nicht lange, so liegt Agnes in ihres Gebhards Armen.

Nichts ist mit Gebhards Entzücken beym Empfang dieses Briefs zu vergleichen, er schallt die Gestirne Lügner, und schwur ihnen, nie wieder zu trauen; aber als sich jetzt die Ankunft der Erwarteten von einem Tage zum andern verzog, als andre Dinge erfüllt wurden, die der unglückliche Astrolog sich in den letzten Tagen, zu Verwahrung seiner Quaal, ausgerechnet hatte, da sank aller Glaube an bessere Zeiten, an verneutes Glück im Arm seiner besten Freun-

din dahin, und zu dem Gefühl gegenwärtiges Unglücks gesellte sich gänzliche Verzweiflung an der Zukunft.

Eine fürchterliche Feuersbrunst brach auf der Burg Stromberg aus. Es war Nacht, Gebhard wußte auf seiner Sternwarte, die er sich auf der Zinne eines der höchsten Thürme hatte bauen lassen, nichts von den Flammen, die unter ihm wütheten, er wäre ohne Rettung verloren gewesen, wenn nicht der Mann, der einst auch Graf Mannsfelds Leben rettete, der edle Herr von Drachenfels, Appolloniens Vetter, der in ihrer Abwesenheit wieder die Aufsicht über ihre Besitzungen übernommen hatte, sein Leben gewagt, Agnesens unglücklichen Gemahl von seiner Höhe herabgeführt, und endlich, als Angst und Feuerdampf ihn ohnmächtig machten, herabgetragen hätte.—

Ach, sagte Gebhard, als er in Sicherheit war, und die Augen zuerst aufschlug, diese Glut mahlte sich mir längst am nächtlichen Himmel! Ihr redetet wahr, ihr Gestirne! ihr werdet mich nimmer trügen; mein gegenwärtiges Unglück ist mir Unterpfand von dem künftigen!

Gebhard hatte schon längst aufgehört, ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung seiner ehemaligen Feinde zu seyn. Er war nicht mehr furchtbar

und man fühlte nichts gegen ihn als Mitleiden; nicht jenes erniedrigende Mitleid, das mit Verachtung verbunden ist, nein, die stille traurende hülfsbegierige Empfindung, die uns jeder vom Schicksal zu großen Dingen bestimmte Mann abnöthigt, wenn er durch eigene oder fremde Schuld seines Endzwecks verfehlt.

Die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian, die es immer gut mit dem Truchseßischen Hause gemeynet hatten, baten für ihn bei dem Kaiser. Rudolf dachte mit einiger Zärtlichkeit an seinen ehemaligen Jugendfreund, und glaubte, er sey zu hart gegen ihn gewesen; selbst Gebhards Nachfolger, der nunmehrige Churfürst von Kölln, Herzog Ernst von Bayern, bequemte sich zu Vorschlägen, die selbst dem stolzen Gebhard annehmungswürdig hätten seyn können, und von welchen der erste der Besitz seines Lieblingsschlosses Godesberg war, das ihm zur Bewohnung angetragen wurde.

Noch hatte Gebhard sich nicht entschliessen können, den Schauplatz verlorner Hoheit wieder zu sehen, aber jetzt, da sein verneutes Unglück das allgemeine Interesse für ihn wieder rege machte, jetzt da man von allen Seiten sich drängte, ihm Trost zuzubringen, jetzt erweichte sich sein gedemüthigtes Herz, und er nahm an, was er nicht ohne beleidigende Undankbarkeit ausschlagen konnte.

Das reizende Godesberg, das nichts mehr von den Verheerungen jener Belagerung zeigte, öfnete

ihm seine Thore, die guten Fürsten seine Freunde hatten seine neue Residenz mit allem versehen, was er zu Stromberg verloren hatte. Der Herr von Drachenfels, der ihn ungern von den sieben Bergen scheiden sah, versprach dort oft um ihn zu seyn; Gebhard hatte ausser allen Guten, womit man ihn überschüttete, also auch einen Freund, hatte Hofnung. Er hätte glücklich seyn können, wäre sein Herz nicht für den Genuß des Glücks verwahrloßt gewesen, hätte er Muth gehabt, verzögerte Hofnungen abzuwarten.

Sein Hang zu jener Wissenschaft, die das Unglück seines Lebens gemacht hatte, war unaustilgbar; man wundre sich nicht darüber: weit niedrigere Leidenschaften behaupten ihre Rechte, dem gefühlten Nachtheil zum Trotz, mit tyrannischer Gewalt über ihre Ergebenen! — Liebe, Spiel und Trunk halten ihre Sclaven meistens mit unauflöslichen Fesseln, und lassen den Wahn von fröhlichen Genuß nicht so leicht in ihnen schwinden; ists denn sonderbar, wenn der weit edlere Durst nach Wissenschaft, nach geistigen Vergnügen unauslöschlich ist, und immer zu der Quelle zurückkehrt, aus welcher er einmal glaubt Befriedigung geschöpft zu haben?

Agnes, die so ängstlich herbeygesehnte Agnes kam nicht, sie hatte Wiederkunft versprochen, aber ihr kranker Gemahl sah umsonst nach ihr aus. Krank war Gebhard am Geist und am Leibe. Seit der

niederländischen Giftsuppe war seine Gesundheit schon geschwächt gewesen, Gram, fehlgeschlagene Hofnungen, und körperliche und geistige Anstrengungen im Dienst seiner täuschenden Gattin, der Astrologie, hatten ihn noch mehr herabgebracht. Die strombergische Feuersbrunst und Agnesens verzögerte Ankunft verschlimmerten seinen Zustand dermassen, daß er jetzt meistens bettlägrig war, und von den Aerzten nur unter der Bedingung sehr strenger Lebensordnung, Lebensverheissung erhalten hatte.

Der mäßige Gebhard konnte jede diätetische Regel mit leichter Ueberwindung befolgen, wenn sie nur keinen Eingrif in die Bedürfnisse des Geistes that; aber der Denker sollte nicht denken, die empfindendste Seele alle Gefühle betäuben, der Mann, der dem Schlafe nie über sechs Stunden schenkte, sollte Tage lang auf seinem Lager verharren, und niemand um sich sehen, als solche Personen, die seinem Geist keine Nahrung geben konnten, selbst seinem Drachenfels nicht, damit seine Unterhaltung ihm nicht etwa aus der todten Einförmigkeit auf Augenblicke herausriß? — Nein, das war zu viel, ein solches Pflanzenleben war, seinen Gedanken nach, der Mühe nicht werth, und er sündigte oft wider das, was ihm zur Erhaltung desselben aufgelegt war.

Gebhard sah sich eines Tages allein, und half sich leise von dem Lager auf, um Unterhaltung zu suchen. Er schlich nach einer Seitenthür, die in die

südlichen Zimmer des Schlosses führte, welche er noch nicht besucht hatte, und wo er wenigstens eine freyere Aussicht wußte, als diejenige, welche man seinen Wohnzimmern gegeben hatte, in welchen man alles entfernte, was die Lust, das Bette zu verlassen, in ihm hätte erregen können.

Gebhard kannte in dem Theil des Schlosses, den er jetzt verstohlen besuchte, besonders einen Altan, mit dessen herrlicher Aussicht er sich in glücklichern Tagen oft ergötzt hatte, diesen wolle er suchen, und sich noch einmal an den Anblick des Himmels laben, der sich auf dieser schwindelnden Höhe majestätischer über den Schauer emporwölbte, als im niedern Thale, und der überhaupt für Gebharden von mehrerer Bedeutung war, als für gemeine Augen.

Eine halbe Stunde hatte er hier der reinsten Wohllust genossen; seine Empfindungen waren unaussprechlich, und verloren sich endlich im stillen Gebete. Er war im Feuer der Andacht auf die Knie gesunken. Ein wenig entkräftet half er sich vom kalten Boden empor, sehnte sich nach seinem Lager, und trat den Rückweg an. Er verfehlte ihn, er war lang nicht hier gewesen, und hatte vergessen, wie sich die Gallerien zwischen den zahlreichen Gemächern kreuzten. Er öfnete verschiedene Thüren, und befand sich auf einmal in einem Zimmer, dessen Aufputz ihn befremdete. — Es schien die Wohnung einer Dame zu seyn. Hier stand ein angelegter

Rocken, dort lag neben einem Blumentopf mit verdorrten Blumen etwas Nätherey, einige Bücher, ein paar Schildereyen, alles in einiger Unordnung, und so, daß man sahe, die Eigenthümerin müsse diesen Ort längst verlassen haben. Wer mußte sie seyn? fragte Gebhard sich selbst, wer wohnte einst hier? — Dort in dem Winkel eine Harfe mit einem welken Blumenkranze? — Gott! es ist Agnesens Harfe! ich befinde mich in dem Zimmer, in welchem sie die ersten Tage der godesbergischen Belagerung verlebte!

Gebhard hatte recht, dies war Agnesens Zimmer, so wie sie es an dem Tage verlassen hatte, da der General Mannsfeld mit der Verletzung, die ihm den Tod gab, auf das Schloß gebracht ward. — Alles stand und lag hier noch so, wie sie es damals im höchsten Schrecken verließ. Die Sonne hatte die angefangene Blume im Nährahm gebleicht, das feine Gespinnst auf dem Rocken war bestäubt, der Harfe fehlten zwanzig Saiten, und der Kranz, welchen der General, Agnesens fleißiger Zuhörer, noch den Abend vorher an das zierliche Saitenspiel hing, fiel bey Gebhards Berührung entblättert herab. Ach Agnes, war von Mannsfelds Krankenbette, und bald darauf von ihrem eigenen fest gehalten, nicht wieder hieher gekommen, die Geister der hier zuletzt verlebten Stunden schienen Gebharden zu umschweben, er dachte sich die letzten Gedanken, die hier ihre fromme Seele beschäftigt haben mochten, und die man aus dem neben der Strickerey auf-

geschlagenen Buche muthmaßen konnte, er dachte sich jenes Damals, und das Heute, das ihn hieher brachte, dachte sie den großen Zwischenraum zwischen beyden Zeitpunkten, mit all seinen Abänderungen, und versank in einen Wirbel von Betrachtungen, die offenbar einen zu heftigen Eindruck auf seine schwache Seele machten.

Als er sich aus denselben empor wand, war die Dämmerung schon angebrochen, und er konnte sich schwerer als vorher nach seinem Zimmer zurück finden. Doch Drachenfels, der ihn gesucht hatte, kam ihm von einer andern Seite entgegen, und brachte ihn unter einigen zärtlichen Verweisen auf einem kürzern Wege nach seinem Lager zurück, dessen er hochbedürftig war.

Gebhard fühlte sich diese Nacht sehr krank, und konnte wohl nicht zweifelhaft seyn, was ihm das verneute Leiden zugezogen habe, aber weit entfernt, sich dadurch von einer zweyten Wanderung abschrecken zu lassen, beschloß er vielmehr, die nächste Stunde der Einsamkeit zu einem wiederholten Besuch des Orts anzuwenden, wo er sich seiner Agnes näher glaubte, als an jedem andern. Es war das Heiligthum der stillen weiblichen Tugend, der Schauplatz der Gebete und der Thränen der frommen Agnes, die Stätte, wo auch sein Andenken oft mit stiller Trauer gefeyert worden seyn mochte.

Die Zeit, welche der kranke und immer kränker werdende Fürst, dem Mittagsschlaf zu widmen vorgab, und wo er allemal völlige Einsamkeit forderte, wurde unausgesetzt in Agnesens Zimmer zugebracht, seine Kräfte mochten ihm den Weg dahin auch noch so schwer machen. Er beschäftigte sich hier, all ihre Sachen durchzusehen, und ergötzte sich an den kleinen und großen Zügen von der Vortreflichkeit dieser herrlichen Frau, die ihm überall aufstießen. Ihre Schriften, ihre Tagebücher, die Verzeichnisse von ihren Ausgaben, alles war reich an Unterhaltung für ihn, und so viel Thränen auch hier um die Abwesende flossen, so waren sie doch nicht ganz leer an Tröstung für ihn. Wenn er sie eine Weile als eine Todte beweint hatte, so stieg schnell die Ueberzeugung, daß sie noch lebe, und ihm einst wiedergeschenkt werden könnte, in ihm auf. Selbst der Gedanke an Leicestern, der seinem eifersüchtigen Herzen zuweilen Unruhe machte, wich dann der Vorstellung von Agnesens Treue, und der Hofnung, sie aller Verzögerung zum Trotz, doch einst wieder zu besitzen, und süße Beruhigung überströmte seine Seele. Ach wäre er dieser Art sich mit Agnes zu beschäftigen treu geblieben, oder vielmehr, hätte ihn nicht ein unglückliches Geschick auf eine andere Seite geleitet, vielleicht daß er noch glücklichere Zeiten hätte erleben können.

Gebhard hatte alles, was aus Agnesens Feder geflossen war, und das ihn mehr als alles andre beschäftigte, wie oft gelesen, und stieß endlich in ihrem Schreibetisch auf ein verborgenes Fach, das er aufzuschließen wußte, und wo er ein versiegeltes Paket fand, das mit dem Namen, Sidonie, bezeichnet war; er öfnete es, fand einige Briefe der Gräfin von Isenburg, und zuletzt auch einige Bogen mit Astrologischen Berechnungen. Er legte sie auf die Seite, weil er es für Schülerarbeit aus den ehemaligen Lehrstunden hielt, welche er sich erinnerte, Sidonien in dieser Wissenschaft gegeben zu haben. Er kehrte zu den Briefen zurück, die dann manches Befremdende für ihn enthielten, manches, das ihn veranlaßte, die Tabellen wieder zu Hand zu nehmen, und sie genauer zu untersuchen.

Wie? sagte er zu sich selbst, Sidonie stellte Agnesens Nativität; eine Sache, die Agnes mir selbst nie verstattete, unter dem Vorwand, daß ihr die nöthigen Data, die ich forderte, unbekannt wären? Aber für Sidonien wußte sie genug, um ihre Arbeit zu begünstigen? — Es gab also auch Geheimnisse, welche Agnes vor mir haben konnte? — Ach gute Seele! ich beargwohne dich nicht, du verbargst mir sicherlich nichts, als das, wovon du glaubtest, es könnte mir Schmerzen machen! Wer weiß, welche unglückliche Planeten bey deiner Geburt regierten, wer weiß, was ich, hättest du mir den Schlüssel gegeben, in der Zukunft für dich erforscht hätte! für

dich und mich! dein Schicksal war bestimmt, das meinige zu werden! — Aber was mußte das Resultat von Sidoniens Arbeiten seyn? Die unabläßigen Warnungen in ihren Briefen: Gebharden nicht die Hand zu geben, lassen mich seltsame Dinge vermuthen. Ach nur zu gewiß ist es, Agnes hätte ein glänzenders Loos ziehen können, hätte Liebe sie nicht in mein Unglück verflochten!

Gebhard sah Sidoniens Berechnungen durch, fand das schreckliche Urtheil, dessen wir im Anfange dieses Buchs gedacht haben, warf betäubt von Entsetzen, die Schriften von sich, rief ein zitterndes: Es ist unmöglich, und rafte sich auf, um aus dem Zimmer zu entschleichen, das er gern, wenn es ihm seine Schwäche verstattet hätte, mit flüchtigen Füssen hätte verlaßen mögen, weil es ihm war, als wenn Dämone des Unglücks hier haußten.

Agnesens Mitgift verderben? Ihr Gemahl zu daurendem Elend verdammt? rief er, indem er sich fast sinnlos auf sein Lager warf. — O armer Gebhard! nur gar zu wahr ist dieses an dir geworden! — Aber daurendes Elend? Elend bis zum Grabe? also hier kein Ausweeg? — Und Agnesens Schicksal der Grund des Meinigen? — Nein, nein, du Engel des Himmels! es wäre Lästerung, dieses zu denken! — Und doch, vielleicht glaubtest du es selbst, sonst hättest du mir es nicht verschwiegen! — O Agnes, es war grausam, deinen Gebhard nicht zu warnen, ihn gutwillig ins Verderben zu

ziehen? — Aber würde ich mich haben warnen lassen? — War ihre lange Weigerung mir ihre Hand zu geben, nicht Warnung genug? — Freylich endlich übermochte sie die Liebe! — Sie würde auch mich übermocht haben! — Doch welch ein Thor ich bin, den Berechnungen eines Weibes zu trauen! Sidonie war eine Schülerin in der großen Wissenschaft; Gebhard du mußt dich mit deinen eigenen Augen überzeugen, ehe du verzweifelst!

Gebhard war von dem heutigen Vorgang so angegriffen, daß er sich des andern Tages unfähig fühlte, seine gewöhnliche Wallfarth anzutreten. Die nächsten Tage waren hierin glücklicher, oder vielmehr unglücklicher für ihn; während sein Freund Drachenfels, und seine Bedienten, die ihn anbeteten, ihn in den Armen des süßesten Schlafs glaubten, und sich der herrschenden Stille in seinem Gemache freuten, befand er sich in dem sogenannten Heiligthum der Astrologie, wohin er sich mit Todenmattigkeit schleppte. Von diesen Wallfarthen, deren sogar, wenn er seine Wächter betrügen konnte, einige des Nachts auf den Altan gingen, um den Stand der Gestirne zu beobachten. Von diesem mühseligen Forschen nach Wahrheit brachte er nichts als Verzweiflung zurück. Er bestätigte sich immer mehr in seinem Glauben: Sidonie habe recht: er sey zu daurendem Elend bestimmt. Er forschte weiter nach den kleinern Umständen seines traurigen Schicksals, die Ueberzeugung: Sie sey gegenwärtig in bösen Händen; er werde Agnesen nie wieder-

sehen, ihr Staub werde dereinst fern von den Seinigen unter fremden Himmeln verwehen, brachte die Verzweiflung herbey. Bis zum Tode geschwächt erhob er sich noch eines Abends nach dem Altan, dort unter freyem Himmel zu beten, oder etwa noch irgend eine Bemerkung zu machen, seine Diener suchten ihn die ganze Nacht, und fanden ihn am Morgen durch einen Zufall an dem Orte, wo ihn eigentlich niemand vermuthen konnte, entseelt auf den kalten Steinen, wo er seine letzten Gebete ausgehaucht hatte. Tödliche Erkältung, Schlag, oder gänzliche Erschöpfung der Kräfte, hatte einem Leben ein Ende gemacht, das man vielleicht hätte retten können, wenn man nur eine Muthmaßung von Gebhards heimlichen Gängen, *von* seinen heimlichen Leiden gehabt hätte, die er *so* meisterlich zu bergen wußte.

O Agnes, Agnes! wo warst du damals? Deine Gegenwart würde dem verwundeten Herzen deines Gebhards Balsam gewesen seyn! Derjenige, der dich in fremden Gegenden zurückhielt, war der Mörder deines Gemahls, der zu seiner Genesung vielleicht nur einen Blick von dir bedurft hätte, oder den wenigstens deine Aufsicht, deine Pflege von Schritten zurück gehalten haben würde, die sein Leben abkürzen mußten.

Mit unbeschreiblicher Angst setzte Agnes einen Weg fort, der sie immer weiter von ihrem Geliebten entfernte, sie wußte, sie sey in Leicesters Händen, wuß-

te, daß man sie in eine Gegend schleppe, wo sie nichts von der Gewalt ihres Räubers entreissen konnte, und sie mußte ganz die seyn, die sie war, um ihre Rettung nicht in irgend einem verzweifelten Entschlusse zu suchen.

Unser Urschreiber, er mag sich stellen, wie er wolle, ein Freund aller geheimen übernatürlichen Dinge, behauptet, die fürchterlichsten Tage, welche Agnes auf diese Art verlebte, seyen diejenigen gewesen, da ihr Gebhard dem Tode mit schnellen Schritten entgegenging und endlich unter der Last seiner Leiden völlig erlag. Agnes war in denselben fast nicht bey sich selbst, und ihr Zustand erfüllte selbst die Herzen ihrer Räuber mit Mitleiden.

Agnes hatte das Unglück gehabt, auf der Reise von ihrer treuen Appollonie getrennt zu werden, und die Frau von Welltrop, die einige ihrer Frauen, die ihr übrig geblieben war, hatte also allein das schwere Werk auf sich, ihre Gebieterin vom Verderben zu retten; ach zu schwach wäre sie hiezu gewesen, hätte nicht Agnes selbst in ihrem Busen eine Kraft gefühlt, die sie über alles Unglück empor trug, die Kraft fester Tugend und Frömmigkeit.

Sie waren jetzt nah am Ziel ihrer Reise. Die Clyde, welche die Mauern von Leicesters Schloß

bespülte, zeigte sich ihnen bereits, und floß jetzt in hohen Ufern an ihrer Seite dahin. Agnes schaute hinab in die reissende Fluth, und wünschte, ein Zufall möchte sie hier ihr Grab finden lassen, da Tugend und Großmuth ihr verbothen, es selbst allda zu suchen.

Die Gegend vor den unglücklichen Pilgerinnen ward immer wüster und grauenvoller; in unsern Tagen ist sie es weniger, als sie es damals war. Sie ließen die Festung Dumborton auf ihren himmelhohen Felsen zur Seite liegen, ihr Anblick war mehr schrecklich als einladend, doch war es, als wenn Agnes lieber hier das Ende ihrer Reise gefunden hätte, als ihren Räubern noch tiefer ins Land hinein gefolgt wäre. Mit Sehnsucht betrachtete sie das Schloß, und sah es ungern aus ihren Augen verschwinden.

Immer fragte sie ängstlich: Noch weiter? und immer erhielt sie ja zur Antwort, bis sie endlich an einen See kamen, den die Clyde machte. Man nannte ihr ihn Lochlevin, und deutete ihr an, daß sie auf der Insel, die seine Wasser umschlossen, den Ort ihrer Bestimmung finden würde.

Agnes setzte sich mit ihrer Begleiterin traurig in das fertig liegende Fahrzeug, und sah mit schwimmenden Augen bald in die graue Fluth, bald auf das alte Schloß, dem sie dieselbe entgegen trug. Es lag in der Mitte der Insel; es war, einige Fischerhütten ausgenommen, das dasige einzige Gebäude, und von einem Ansehn, das dasselbe eher zu einem Gefängniß, als zum Aufenthalt für eine Dame zu

bestimmen schien, die ein zärtlicher Liebhaber nach und nach zur Liebe erweichen wollte.

Leicestern war dieses wahrscheinlich unbekannt; er wußte, daß er auf dem Löchlevin ein Schloß hatte, welches fest und entlegen genug war, ihm einen köstlichen Schatz aufzubewahren; aber gesehen hatte er es so wenig, als viele andre seiner Besitzungen, auch hatte die Eil mit welcher er Agnesen entführen ließ, jede Vorkehrung verhindert, welche er daselbst zu ihrer Bequemlichkeit hätte machen können.

Die klägliche Gegend, die Einsamkeit und der unfreundliche Himmel waren das wenigste, was Agnesen beunruhigte, ihr Herz schlug von andern Besorgnissen, und nur die Hofnung beruhigte sie, welche ihr von der treuen Welltrop täglich eingeschärft wurde: daß Jahre vergehen könnten, ehe sie ihren Verfolger, der sich wenig vom Hofe entfernen durfte, hier zu sehen fürchten dürfte, Jahre, von welchen vielleicht das erste in seiner ersten Hälfte, schon Rettung herbey bringen könnte. —

Ach, das gebe Gott! schrie Agnes, denn ich weiß, langer Aufschub meiner Wiederkunft könnte meinen Gemahl tödten. Ach, wer weiß, mit welcher Angst er bereits gegenwärtig ringt! — O daß ich nur im Stande wäre, ihm von mir etwas wissen zu lassen, damit nur Hofnung ihn erhielte, bis beßre Zeiten erscheinen!

Ein Trost war es für die Damen, daß man ihre Freyheit hier nicht allzusehr einschränkte, und ihnen auf ihrer Insel Spatziergänge so lang und so weit sie wollten, zuließ. Das Wasser war Hinderniß genug für ihre Flucht. Die Gegend rund umher war öde, und liessen sich ja etwa die Bewohner eines jenseit des Sees gelegenen kleinen Städtchens oder einige Fischer blicken, so machte die Unkunde der Landessprache, und das wenige Interesse, das sie von den fremden Frauen zu nehmen schienen, alles Verkehr mit denselben unmöglich.

Doch nutzte die kluge Welltrop diesen Umstand, daß sich zuweilen Fischer vom gegenseitigen Ufer auf der Insel sehen liessen, zu Agnesens Beruhigung. Sie wußte, daß eine ganz kleine vielleicht ganz ungegründete Hofnung, oft dem Unglücklichen auf lange Zeit Linderung seiner Schmerzen, wenigstens Beschäftigung wird, und sie eilte, ihrer Dame diesen Trost zu gewähren.

Gnädige Frau, sagte sie, hier ist ein Fischer, von dem ich, vermöge einiger teutschen Worte, die er versteht, so viel erfahren habe, daß sein Bruder, ein Schifman, zuweilen hinüber nach Dännemark fahrt; wärs nicht möglich durch dieses Mittel, freylich durch einen langen Umweg, Euren Gemahl etwas von Eurem Zustand wissen zu lassen?

O ja, schrie Agnes, die das Unglück leichtgläubig gemacht hatte, mit zusammengeschlagenen Händen. Gott sey Dank für den ersten Schimmer von

Licht, den er mir zeigt! Gebhard soll alles wissen, wie es seiner Gattin ergeht, und soll von ihr mitten im Unglück hoffen lernen! —

Agnes beschäftigte sich mehrere Tage, all ihre Leiden auf das Papier auszuschütten, das sie tausendmal küßte, weil sie hofte, es würde einst in ihres Gebhards Hände gerathen. Ach, sie wußte nicht, daß sie an einen schrieb, der nicht mehr war, an einen, dessen Schatten — wenn es wahr ist, daß die Abgeschiedenen gern diejenigen umschweben, die ihnen m Leben lieb waren — dessen Schatten ihr vielleicht unsichtbar zur Seite stand, und die Thränen zählte, die für sein Andenken vergossen wurden.

Es waren lindernde Thränen, die Agnes weinte, Thränen des Trostes und der Hofnung, und die weise Frau von Welltrop hätte nichts bessers ersinnen können, als die Fabel vom dänischen Schiffer, der leider nicht existirte, und der gleichwohl die arme betrogene Agnes, als sie ihren Brief in seiner Hand, und ihn abgegangen glaubte, auf so tausendfältige Art beschäftigte, daß sie unmöglich ganz unglücklich seyn konnte. Es ist ja bekannt, daß jedes Leiden durch Thätigkeit einen Theil seiner Schärfe verliert; Thätigkeit der Seele in Wünschen, Phantasien und Hofnungen, ist hier so brobat als Thätigkeit des Leibes.

Während sich Agnesens Gedanken auf eine Seite lenkten, wo sie eigentlich nichts mehr zu hoffen hatte; sorgte die Vorsicht auf einer andern desto wirksamer für sie, und brauchte eine Person zum Mittel ihrer Rettung, die schon oft in ihrem Leben das Amt eines Schutzengels bey ihr verwaltet hatte.

Es war in einem dicken Walde, an den Gränzen von Schottland, daß das Schicksal die Frau von Bassenheim von ihrer Gebieterin trennte. Während Agnes und die Frau von Welltrop, unter der Aufsicht ihrer Begleiter, unter den Bäumen ein sparsames Mittagsmahl hielten, hatte sich Appollonie durch Zufall auf einige hundert Schritte von ihrer Gesellschaft entfernt, und sich im Zurückkehren so vergangen, daß es unmöglich war, sie wieder zu finden, oder von ihnen wiedergefunden zu werden.

Appolloniens Angst war so groß, als die Angst Agnesens und der Frau von Welltrop. Um sich wiederzufinden, erfüllte man den Wald von beyden Seiten mit den Namen Agnes und Appollonie, aber keines hörte das andre, denn jedes wurde von seinen Schritten, nach einer entgegengesetzten Seite des Gehölzes getragen, so daß man, anstatt sich zu nähern, immer weiter von einander abkam.

Agnesens Begleiter, welche eine Zeitlang die Unruhe mit ihrer Dame getheilt, und nichts gespart hatten, die Verlorne wiederzufinden, wurden des Spiels endlich müde. Sie sahen den Abend einbrechen, sie wußten, daß in dieser Gegend mit ihrer

schönen Beute einige Vorsicht zu brauchen sey, und drangen drauf, daß man jene Unglückliche ihrem Schicksal überlassen, und auf eigene Sicherheit denken möchte, die in diesem Walde nicht zu finden sey? — Agnes bat und weinte, aber sie mußte endlich gehorchen, und Appolloniens Verlust, nebst der Ungewißheit ihres Schicksals, waren seit dieser Zeit keine kleine Erschwerung ihres Leidens gewesen. Wie hätte sie denken müssen, nichts alles für die zu fühlen, die ihr von jeher so viel gewesen war. Noch jetzt flossen Agnesens Thränen unaufhaltsam um ihre Freundin, und die Erzählungen ihres Schloßverwalters und seiner Frau von Wölfen und Räubern, die in jenem Walde haußten, trugen wahrlich nichts zu ihrer Beruhigung bey.

Aber der Himmel hatte besser für Appollonien gesorgt, als ihre Freundinnen hoffen durften, und das gute Loos, das sie gleichsam blindlings gezogen hatte, ward das Mittel, Agnesen wieder zum Genuß einiges Glücks zu verhelfen, so viel als davon auf den Antheil einer Person, die verloren hat was sie verlor, fallen kann.

Die arme Verirrte erfüllte die Luft mit Klagen, sie hörte keine Antwort als das Echo des Waldes, sie suchte, als sie endlich alle Hofnung aufgegeben hatte, ihre Gesellschaft wiederzufinden, wenigstens einen Ausgang aus dem Holze, und drängte sich, nicht ohne Beschädigung ihrer Hände und ihrer Kleider, durch das niedrige Gesträuch, das, wie sie meynte, das Ende dieses grauenvollen Waldes

seyn mußte. Sie hatte geirrt, es führte nur auf eine grosse Wiese, wo sie in der weitesten Ferne Menschen zu sehen glaubte.

Ungewiß, ob die immer dichter werdenden Schatten sie nicht täuschten, nicht ganz ohne Furcht vor Gespenstern und Waldgeistern, die im sechszehenden Jahrhunderte noch in den hellsten Köpfen ihren Platz behaupteten, eilte sie der Gegend zu, und fand im näherkommen, daß ihr gutes Auge sie nicht betrogen hatte; es waren Leute eines benachbarten Herrn, die sich beschäftigten, eine Fallgrube zu ergänzen, wo sich in voriger Nacht ein Wolf gefangen hatte, und wo, wie sie hoften, sich diese Nacht wieder einer fangen sollte.

Sie sahen eine schlanke weise Gestalt über die Fläche auf sie zufliegen, und wurden vielleicht bereits von einem zitternden Zweifel befallen, was eine solche Erscheinung an solch' einem Orte, bey dieser Tageszeit, sagen wollte, als sie sich von Appoloniens sanfter Stimme Worte zurufen hörten, die sie auf einmal aus allem Zweifel setzen.

Hülfe? rufte einer der Jäger, bey Gott, Jungfer, die sollt ihr haben, ich hielt euch in eurem weissen Kleide, wahrhaftig für Molly Perkins Geist, die sich jüngst in die Clyde gestürzt hat und hier umgehen soll. — Nun weil ihrs denn nicht seyd, so kommt heran und sagt, womit man euch dienen kann.

Apollonie machte in ihrem gebrochenen Englisch, das man hier an der Gränze noch so ziem-

lich verstand, eine kurze Erzählung von dem Zufall, der sie von ihrer Reisegesellschaft entfernt hatte, und hängte demselben die Bitte an, sie nicht in dem Wald zu lassen, wo Wölfe und Geister umgingen.

Freylich, freylich! war die Antwort, hier könnt ihr nicht bleiben. Wir sind Lord Eduard Flemmings-Leute, zu ihm wollen wir euch bringen, — doch seht, dort kommt er eben über die Wiese, und ihr könnt ihn selbst um Hülfe bitten; fürchtet euch nicht vor ihm, er ist ein guter Mann, er wird euch zu der alten Lady, seiner Mutter führen, und euch nichts zu leide thun, er ist nicht von der Art wie eure grossen Herrn aus der Hauptstadt.

Ehe noch der geschwätzige Alte geendigt hatte, hatte Appollonie sich schon Lord Eduarden mit bescheidner Würde genaht. Er war ein schöner majestätischer Mann in den besten Jahren, dem Wohlwollen und Edelmuth aus den Augen sah. Er nahm sie freundlich auf, lächelte ein wenig über die Mühe, die sie sich gab, sich in einer ihr ungewohnten Sprache auszudrücken, und bot ihr seinen Arm. Ihre Rede beantwortete er mit einigen tröstenden Worten, von denen ihr aber wegen des unbekannten Accents der freundliche Ton am verständigsten war.

So kamen sie auf einem Landschlosse in der Gegend von Stirling an, wo Lady Flemming residirte, und ihren Sohn, wenn ihm nicht die Stelle, die er an König Jakobs Hofe begleitete, von ihr riß, fast immer um sich sahe.

Gern möchte ich den Empfang, den die Fremde hier fand, als eines Beyspiels von altenglischer, oder vielmehr altschottischer Gastfreyheit umständlich gedenken, wenn ich mich nicht an den Gränzen eines Buchs sehe, das für euch, lieben Leser, vielleicht schon allzulang gedauert hat.

Es sey Euch also genug zu wissen, daß Appollonie sich hier wohl befand, und ihren gütigen Wirthen mit vieler Rührung für eine Aufnahme dankte, die sie im Hause der ältesten Freunde nicht besser hätte finden können; ach noch mehr würde sie gedankt haben, wenn sie ihr Hofnung gemacht hätten, wieder zu ihrer verlornen Reisegesellschaft zu kommen; aber man erwies ihr aus der Lage des Orts, daß dieses unmöglich sey, und daß nach ihrer Beschreibung, ihre Freundinnen auf einem Wege von ihr getrennt worden wären, der sie jetzt in diesem Augenblicke, schon so weit entfernt haben müsse, daß Einholung unmöglich sey. Appollonie ließ traurig den Kopf sinken und schwieg. — Nach der Tafel führte Lady Flemming sie zu Bette, und überließ sie ihren eigenen Gedanken, welche diese Nacht wohl wunderlich durch einander gingen, und deren Resultat am Morgen war, sich dieser edeln Familie ganz zu vertrauen, und ihre Freundschaft, wo möglich, zu Agnesens Besten zu nützen.

Lord Eduard ging diesen Tag nach seiner Gewohnheit wieder auf die Jagd, und Appollonie hatte Muse mit seiner ehrwürdigen Mutter von allem zu

sprechen, was ihr ihr Herz eingab. Es kam ihr hiebey sehr zu statten, daß sie Lady Flemming besser verstand, und besser von ihr verstanden wurde, als von all den andern.

Die edle Dame, eine Wittwe des grossen Gouverneurs von Dumbarton, der dem Grafen Lenox die Eroberung seiner Vestung so schwer machte, trug all den hohen Sinn in ihrem Busen, der ihr Volk zum Beistand der Unglücklichen so geneigt macht. Ihr Herz brannte bey Appolloniens Erzählung von dem Schicksal ihrer Fürstin, und sie konnte kaum die Rückkunft ihres Sohns erwarten, um ihm Nachricht von allem zu geben, was sie von der schönen Fremden erfahren hatte, und zu vernehmen, ob seine Gedanken mit den ihrigen übereinstimmten.

Was dünkt dich, mein Sohn, sagte sie, was dünkt dich zu dem neuen schändlichen Streiche, den der Liebling der Königin von England gespielt hat? Ists nicht Pflicht, daß wir dem Räuber auf die Spur zu kommen, und die unschuldig Geraubte zu retten suchen?

In dem Theil des Königreichs, in welchen das gute Glück Appollonien geführt hatte, und besonders in dem Hause, wo sie sich gegenwärtig befand, herrschte noch viel von dem alten Rittersinn, der vorzeiten diese Völker beseelte. Lord Eduard fühlte, was seine Mutter bey Appolloniens Geschichte gefühlt hatte, nur daß Gedanken und Empfindungen bey ihm schnell in That übergingen, und sein

Eifer für die Rettung einer entführten Dame, seine Begierde ihren Räuber zu demüthigen, welcher hier allgemein gehaßt ward, Lady Flemming, einigermaßen für die Maaßregeln bange machte, die er zu Erreichung seines Endzwecks brauchen würde.

Ich weiß, mein Sohn, sagte die vortrefliche Dame, daß wir einen Lord Leicester eben nicht zu fürchten haben, und allenfalls im Stande sind, ihm öffentlich die Spitze zu bieten; aber laß uns den Weg gehen, der nicht sowohl für uns, als für die entführte Dame der sicherste seyn wird. Nichts kann dieselbe, wenn wir sie aus Leicesters Händen gerissen haben, besser vor neuen Verfolgungen schüzzen, als die Ungewißheit, unter wessen Schutz sie gerathen ist. Ich weiß nicht, ob wir sie hier vor der List ihres Feindes, so wie vor seiner Gewalt hinlänglich würden schützen können; ich wünschte, wir stellten die Sache mit einer Person in Rath, die so mächtig als bereit seyn wird, uns an die Seite zu treten.

Ihr sprecht von Lady Margarethe Donnglas, erwiederte Lord Eduard, und ich fliege nach Dumbarton, sie von allen zu benachrichtigen.

Lady Margarethe Douglas, die höchste Dame im ganzen Lande, die Nichte König Heinrich VIII. die Wittwe des Grafen Lenor des grossen Regen=

ten von Schottland, binnen König Jakobs Minderjährigkeit, die Grosmutter dieses Monarchen, der nun bald die englische Krone mit der schottischen verbinden sollte, war wohl ganz die Person, sich des Schicksals einer bedrängten Fürstin mit Nachdruck anzunehmen, und daß es ihr, die selbst in einem Leben von drey und siebenzig Jahren, so viel erduldet hatte, hiezu nicht an Willen fehlen konnte, brauchen wir nicht erst zu sagen.

Sie verlangte die Frau von Bassenheim selbst zu sehen, und Lord Eduard begleitete sie gleich des andern Tages mit einem ansehnlichen Gefolge nach der Vestung, wo sich die königliche Dame die meiste Zeit aufzuhalten pflegte. Ach es war eben der Ort, der der unglücklichen Agnes im Vorüberziehen auf eine so ausserordentliche Art in die Augen fiel, den sie damals so innig zum Ziel ihrer Reise wünschte! War es vielleicht Ahndung, daß dort ihre Schützerin wohnte, daß sie dort in den Armen der ehrwürdigsten Dame ihrer Zeit Vergessenheit des Unglücks lernen, und wieder einen Schimmer von Glück und Zufriedenheit erblicken würde? —

Die Frau von Bassenheim ward der erhabenen Matrone vorgestellt. Lady Margarethe fand viel Wohlgefallen an der ungekünstelten Einfalt der schönen Deutschen, und der kurzen naiven Erzählung von dem Zustand ihrer Gebieterin, so wie hingegen Appollonie, von einer mit Liebe gemischten Ehrfurcht gegen die grosse Frau, vor welcher sie stand,

hingerissen wurde, die sie zuvor gegen niemand gefühlt hatte. Alles athmete hier Hoheit und Würde. Lady Douglas trug nie eine Krone, aber Appollonie fühlte tief in ihrem Herzen den Unterschied zwischen der Kronenträgerin Elisabeth, und derjenigen, die von ihr mehr als einmal *) zum Stand einer Gefangenen erniedrigt wurde.

Lord Eduard, und die Frau von Bassenheim erlangten von Lady Douglas was sie wünschten, die Erlaubniß, den schönen Raub, den man Leicestern entreissen wollte, unter ihren Schutz zu bringen. Agnesen aus den Händen ihrer Räuber zu entführen, dazu brauchte und verlangte Lord Flemming keine Hülfe, und den Ort, wo die Entführte aufbehalten wurde, konnte er ziemlich wahrscheinlich muthmassen. Appollonie blieb auf Verlangen der königlichen Dame sogleich unter ihrem Frauenzimmer, um ihre Gebieterin zu erwarten, und Lord Eduard verließ sie mit dem Versprechen, daß sie die Verlorne, ehe sie es meynte, wieder in ihren Armen sehen sollte; ein Versprechen, dessen Erfüllung

*) Lady Lenox war die Mutter König Heinrich Darnleys, welchem die schottische Marie die Krone aufsetzte. Elisabeth verfolgte die Mutter, die sie ohnedem wegen ihrer Ansprüche auf den Thron haßte, mit doppelter Wuth wegen des Glücks ihres Sohns. Lady Margarethe wurde in den Tower geschickt, wo sie die härteste Begegnung erfahren mußte.

lung sich dennoch, wir wissen nicht durch welchen Zufall, einige Zeit verzögerte. Vielleicht, daß Agnesens großmüthiger Befreyer, in Ansehung des Orts, der sie einschloß, irre geleitet war, und erst spät gewiß wurde, in welchem Theil von Lord Leicesters schottischen Besitzungen er die Unglückliche, die ihrer Rettung so nahe war, suchen sollte.

Agnes genoß der Freyheit, die man ihr auf ihrer Insel gönnte, mit einer Mäßigung, welche die Aufsicht, die man auf sie haben sollte, merklich schwächte. Das Wasser und die Einsamkeit des Orts, so meynten ihre Hüter, wären gnugsame Hindernisse ihrer Flucht, und es geschah daher, daß man ihr selbst nächtliche Spaziergänge erlaubte, ohne ihr dabey mehr als einen, höchstens zwey Gewaffnete zur Begleitung aufzudringen.

Das gelassene anständige Betragen, das der Gefangenen so viel Nachsicht verschafte, war eine Folge von den Hofnungen, welche die kluge Frau von Welltorp immer in ihrer Seele zu unterhalten wußte. Ach, leider hofte die arme Agnes mehr als der Erfüllung fähig war! sie hofte auf Wiedervereinigung mit ihrem Gebhard dißseit des Grabes, die ihr doch allererst in hellern Gegenden, als die dunkeln Gefilde der Erde bevorstand.

Meynt ihr nicht, fragte eines Abends Agnes ihre Gefärthin, als sie mit ihr am Rande ihres Sees der nächtlichen Kühlung genoß, meynt ihr nicht, daß mein Gebhard in diesem Augenblick an mich denke? — Seht diesen funkelnden Sternhimmel, ich glaube in jedem Strahl, der zu uns herniederfällt, den Blicken des Freundes der Gestirne zu begegnen. Der Abend ist hier so schön, vielleicht ist er es auch in den Gegenden, wo Gebhard lebt; seine Augen hängen gewiß an diesen leuchtenden Körpern, deren Anblick er nie versäumt, und er denkt dabey an Agnes, denkt — ach, daß er sich nicht zu sehr in Gedanken verirre, die sein und mein Unglück machten!

Die Bahn war gebrochen zu einem langen und interessanten Gespräch, wie es sich für die schauerliche Stunde, in der es gehalten wurde, schickte. Agnes und die Frau von Welltorp vertieften sich in Wiederholung vergangner Geschichten, in Muthmassungen über verborgene Dinge, an welche die damalige Welt noch mehr Glauben hatte als die heutige, und in Wünschen für die Zukunft. Sie hatten sich auf einer steinern Bank am Ufer des Sees niedergelassen, ihre Wächter, einige zwanzig Schritte von ihnen im Gebüsche, waren eingeschlafen, und sie genossen eines Gefühls der Freyheit und der Ruhe, das sich nicht ganz zu ihrer unglücklichen Lage schickte, das aber der Himmel seinen Günstlingen zuweilen wohl mitten im Kerker gewährt.

Beyde hatten jetzt eine Weile geschwiegen, um in ihren Gedanken die Vollendung von dem zu finden, was sich durch Worte nicht ausdrücken ließ. Alles war still um sie her, nur der Wind rauschte in den Wipfeln der Bäume, rauschte im hohen Schilf, und die tiefsinnigen Denkerinnen merkten nicht, daß dieses Geräusch sich von Minute zu Minute verstärkte, bis es endlich so stark war, daß Agnes aufsprang und schrie: Was ist das? Ein Fahrzeug scheint hier zu landen! droht uns neues Unglück?

Es sind die Fischer, erwiederte die Welltorp, welche kommen ihre Netze auszustellen.

O rief Agnes, daß diese Fischer einst ein Mittel zu meiner Befreyung werden könnten!

Ich habe schon oft daran gedacht, sprach die Frau von Welltorp, aber wenn uns nun auch ein mitleidiger Retter über diesen See führte, wären wir darum geborgen? Was wollen wir beginnen, hier in einem fremden Lande, wo wir keinen Zufluchtsort kennen, wo uns der Arm unserer Verfolger auf dem ersten Schritte erreichen würde?

Ach, seufzte Agnes mit gerungenen Händen, ist dies die Hofnung, mit welcher ihr mir sonst zu schmeicheln pflegtet? —

Hofnung und Erfüllung ist hier, wenn ihr uns folgen wollt! tönte hier eine Stimme von dem Gebüsch her, hinter welchen sich vorhin das Geräusch des landenden Fahrzeugs hören ließ.

Agnes, welche zugleich ihre Hand von der Hand eines unbekannten Mannes gefaßt fühlte, fuhr zu-

sammen, und würde in ein lautes Geschrey ausgebrochen seyn, wenn das heftige Schrecken, davon ihr Herz bebte, es ihr erlaubt hätte.

Seyd ihr Lady Agnes, fuhr der Fremde fort, so faßt Muth, und folgt uns unverzüglich; die Stunde Eurer Rettung hat geschlagen!

Die Frau von Welltorp, erschrocken wie ihre Gebieterin hatte doch Fassung genug, um eine Frage zu thun, welche Zweifel in die Ehrlichkeit ihres Befreyers zeigte. Wie sollten wir euch trauen, rief sie, wie sollten wir nicht fürchten, durch euch nur aus einer Gefangenschaft in die andre zu kommen, da wir niemand kennen, der sich in diesem unbekannten Lande um unsre Freyheit bemühen sollte?

Denkt an eine verlorne Gefärthin, versetzte der Fremde mit einiger Ungeduld, denkt an Appollonien von Bassenheim, und zweifelt denn noch an der Hand, die unsre Schritte leitet. Ich bitte euch, keinen Augenblick längere Weigerung, wenn Euch eure Freyheit lieb ist!

Appollonie! Appollonie! riefen die Damen aus einem Munde. Ihr Retter aber, welcher besorgte, ihre Freude möchte zu laut werden, eilte mit ihnen die Anfurth hinab. Das Fahrzeug nahm sie auf und sie schwammen schon auf der Mitte des leuchtenden Sees, als sich ihre Hüter erst ermunterten, sie suchten, und ihren Verlust gewahr wurden.

Lord Eduard, den unsre Leser wohl nicht verkannt haben werden, hatte die Anzahl der Wächter

Agnesens größer geglaubt als sie war, und darum mehrere Behutsamkeit gebraucht, als er sonst gethan haben würde. Es lagen nur Fischerkähne in dieser Gegend des Sees, einen solchen, der ausser ihm uud dem gehoften Raube, nicht mehr als einen einigen Ruderer fassen konnte, hatte er wählen müssen, so, daß er also zu gewaltsamer Ausführung seines Anschlags ganz unfähig war. Sein Plan war gewesen auf der Insel zu landen, und dort die Gelegenheit durch List zu suchen, die ihm nun der Zufall so wunderbar, so schnell in die Hände geführt hatte.

O wie dankte Agnes ihrem Retter, wie viel mehr dankte sie ihm, als sie aus seinem Munde den ganzen Zusammenhang der Sache erfuhr, und sich überzeugte, in welch eine Sicherheit, unter welch einen mächtigen Schutz er sie zu führen gekommen war.

Meine Leser, unsre Geschichte ist am Ende; oder sollen wir Euch noch umständlich von Agnesens ehrenvollen Empfang in dem Hause der königlichen Dame, die sich ihrer annahm, sollen wir euch noch umständlich von der Freude über das Wiedersehen ihrer abermahligen Retterin, ihrer Appollonie, erzählen?

Der Eindruck, welchen Lady Douglas, und die gerettete Agnes auf einander machten, war gegenseitig. Hätte etwas die Vorliebe, welche die alte Dame gleich ersten Anblickes für die schöne Fremde gewann, schwächen können, so wäre es die unglückliche Aehnlichkeit gewesen, die Agnesen schon am Hofe der Kö-

nigin Elisabeth so viel Nachtheil gebracht hatte. Die Mutter des ermorderten Heinrich Darnley hatte wenig Ursach, die Züge *) seiner geglaubten Mörderin zu lieben. Doch sie war auf diesen Umstand durch Appolloniens Klugheit nicht ganz unvorbereitet, auch fand sie in der frommen Agnes so wenig von dem Charakter, den sie Marien beymaß, daß sie das Bild einer gehaßten Person gar bald in ihr lieben und bewundern lernte.

Agnesens Trauergeschichte, von ihr mit der ihr eigenen Anmuth vorgetragen, gewann ihr das Herz ihrer Schützerin vollends ganz, Lady Douglas Thränen flossen in die ihrigen; sie glaubte in Agnesens Schicksalen die Wiederholung der ihrigen zu hören. Auch sie hatte viel erduldet, auch sie hatte viel verloren: Sohn Gemahl und Verwandte, und die meisten von ihnen auf eine schrecklichere Art, als Agnes von den ihrigen sagen konnte.

Die beyden Damen wogen ihre Leiden gegen einander ab, und indem sie es thaten, kam Trost in ihre Seele. Sie trösten sich, nicht alles verloren zu haben. Lady Douglas freute sich, in dem König

*) Die Königin Marie von Schottland, mit welcher hier Agnesen eine Aehnlichkeit zugeschrieben wird, ward, vielleicht nicht ganz ohne Grund, in Verdacht gehalten, ihren Liebhaber Bothwell zu Ermordung ihres Gemahls, Rath und Einwilligung gegeben zu haben. Lady Douglas, die Mutter des Ermordeten, war am hartnäckigsten in dem Wahn von Mariens Schuld, und nahm ihre Hinrichtung für Rache des vergossenen Blutes an.

von Schottland noch einen geliebten Engel zu haben, und Agnes hofte auf die Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl, den sie noch lebend glaubte. Sie brannte vor Verlangen, sich wieder in seine Arme zu werfen; Lady Douglas, so schwer ihr auch das Scheiden ward, that ihr allen Vorschub zu ihrer Reise, als — o Gott, welch ein Donnerschlag, als die Schrekkensbotschaft an Appollonien durch Briefe des Herrn von Drachenfels gelangte: Gebhard sey nicht mehr! — —

Dies war der letzte Schlag, der Agnesen treffen konnte. Sie würde ganz gesunken seyn, hätte die geprüfte Dulderin, Lady Margarethe, sie nicht aufrecht gehalten, die ihr zuschwur, von diesem Augenblick an, ihr ganz Mutter zu seyn.

Als Tochter wollte und durfte Agnes die königliche Dame nicht verlassen, sie blieb in Schottland, um zu lernen, daß Zeit und Freundschaft auch für unheilbare Wunden Linderung haben.

Als Leicester starb, als Elisabeth starb, und der König von Schottland die englische Krone erhielt, kehrte sie an der Seite Lady Margarethens noch einmal in die grosse Welt zurück, aber weder der einen noch der andern behagte etwas anders als ihre Einsamkeit, die sie, sobald es der Wohlstand erlaubte, wieder suchten.

Lady Douglas war entzückt, daß ihre Tochter alle Anträge, die sie aufs neue in den Rang hätten stellen können, den sie ehemals behauptete, nicht ge-

gen das Glück ihres Umgangs und stiller Abgeschiedenheit vertauschen mochte. Wie hätte eine Agnes anders handeln können? — Appollonie war Lady Flemmig geworden, und wir verdenken es ihr nicht, daß sie einen Wallbot vergaß, und die Liebe des edeln Lords Eduard belohnte, der sie vom ersten Anblick angebetet hatte; aber, wie hätte Agnes ihren Gebhard vergessen, welchen Titel hätte sie mit dem Namen seiner Wittwe vertauschen sollen?

Das Glück gönnet ihr den tröstenden Umgang ihrer theuren Lady Douglas noch lang, und nach ihrem Tode wandte sie einen Theil der von ihr als Tochter ererbten Schätze an, die Insel auf dem Lochlevin an sich zu kaufen, die Gegend rund umher zu verschönern, und das Schloß auf denselben, ihr ehemaliches Gefängniß zum zierlichen Aufenthalt für sich zu erbauen. Stirling, und die Festung Dumbarton, wo die Familie ihrer Appollonie sich aufhielt, waren nicht so weit, daß man sich nicht oft hätte sehen, und die Freuden der süssesten Freundschaft geniessen sollen.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

gen das Glück ihres Umgangs und stiller Abgeschiedenheit vertauschen mochte. Wie hätte eine Agnes anders handeln können? — Appollonie war Lady Flemmig geworden, und wir verdenken es ihr nicht, daß sie einen Wallbot vergaß, und die Liebe des edeln Lords Eduard belohnte, der sie vom ersten Anblick angebetet hatte; aber, wie hätte Agnes ihren Gebhard vergessen, welchen Titel hätte sie mit dem Namen seiner Wittwe vertauschen sollen?

Das Glück gönnet ihr den tröstenden Umgang ihrer theuren Lady Douglas noch lang, und nach ihrem Tode wandte sie einen Theil der von ihr als Tochter ererbten Schätze an, die Insel auf dem Lochlevin an sich zu kaufen, die Gegend rund umher zu verschönern, und das Schloß auf denselben, ihr ehemaliches Gefängniß zum zierlichen Aufenthalt für sich zu erbauen. Stirling, und die Festung Dumbarton, wo die Familie ihrer Appollonie sich aufhielt, waren nicht so weit, daß man sich nicht oft hätte sehen, und die Freuden der süssesten Freundschaft geniessen sollen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Naubert, Benedikte, 1752-1819

Gebhard Truchses von Waldburg, Churfürst von Cöln, oder die astrologischen Fürsten

Bd.: 2

Frankfurt [u.a.] (1792)

P.o.germ. 1200 i-23/24
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117609-8
VD18 80098401-001